

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



54

- Besprechungen zu Büchern von M. W. Craven, Leo am Bruhl,
- Karla Weigand, Ulrich Harbecke, Fritz Heidorn, Anne Weise & der Deutschen Klimastiftung, Victor Boden, Ian Rolf Hill,
- Friedhelm Schneidewind, Eufemia Carolina von Adlersfeld-Belastrem, Hermann Wolfgang Zahn, Yvonne Tunnat & Chris Witt

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 54 – Oktober 2025

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Oktober 2025
p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Enrique Mesequer (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 482 3

Zur Sache

Nun gut.

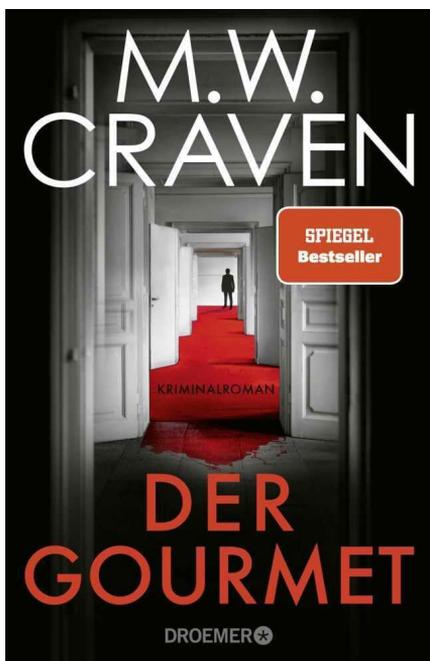
Meine Rezensenten sind fleißig. Und dem sollte ich nicht nur Rechnung tragen, ich will es natürlich auch. Denn ohne sie ist der »REISSWOLF« eine Sammlung von leeren Seiten. Das will niemand haben. Ich schon gar nicht.

Das Programm diesmal entspricht dem Erwartbaren. Für die nächste Zukunft kann ich allerdings wieder das eine oder andere Interview ankündigen – ich muss sie nur entsprechend vorbereiten. Alles eine Frage der Zeit.

Erwähnen möchte ich an dieser Stelle noch, dass ich im »REISSWOLF« Anzeigen für Buchprojekte, Fanzines, Kleinverlage usw. usf. veröffentliche. Kostenfrei. Ich benötige nur die Vorlagen im Format PDF, JPG, TIF oder PNG, und die Größe sollte dem DIN-A5-Format plus 3 mm Beschnitt rundherum entsprechen. Ein Belegexemplar gibt es für die Anzeigenschaltung nicht, aber man kann das Werk ja auf der Website reisswolf-magazin.de herunterladen. Ich freue mich auf zahlreiche Anzeigenkunden.

In diesem Sinne wünsche ich einmal mehr ausführlichen und vielleicht anregenden Rezensionsgenuss.

Michael Haitel
Winnert, 29.09.2025



M. W. Craven

Der Gourmet

Droemer-Knauer, Februar 2025, 442 Seiten,
ISBN: 978-3-426-28454-4

Detective Sergeant Washington Poe hat vor sechs Jahren den Sternekoch Jared Keaton wegen des Mordes an seiner Tochter Elisabeth in den Knast gebracht, obwohl man keine Leiche finden konnte. Nun steht die Totgeglaubte plötzlich vor einem Polizisten und behauptet, die ganze Zeit gegen ihren Willen gefangen gehalten worden zu sein. Sie wird ärztlich untersucht und ihr Blut mit dem, das damals am Tatort gefunden wurde, verglichen. Es scheint keinen Zweifel zu geben, dass Poe einen Unschuldigen ins Gefäng-

nis gebracht hat. Zusammen mit seiner Vorgesetzten und der Analytikerin Tilly Bradshaw macht er sich erneut auf Spurensuche, denn er ist nach wie vor von der Schuld des Kochs überzeugt.

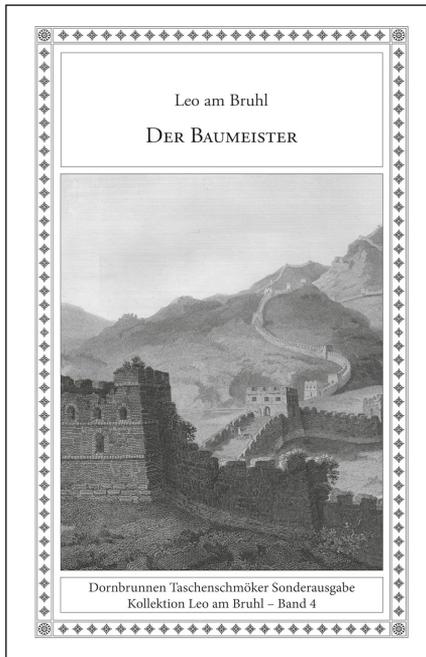
Spätestens seit der »Mr. Mercedes«-Reihe von Stephen King sind Ermittlerteams, die aus einem »normalen« Polizeibeamten und einer etwas sonderbaren, aber sehr sympathischen Person bestehen, in Mode gekommen und das wird auch hier nicht langweilig. Als ich auf dem Cover las, dass der Autor Spannung und Humor verbindet, landete das Buch erst mal ganz unten auf dem Stapel der zu lesenden Bücher. Diese Kombination geht sehr oft daneben und dann wünsche ich mir, der Autor hätte sich entweder fürs eine oder fürs andere entschieden, aber Craven gelingt das in diesem Roman ganz wunderbar. Die Spannung leidet nicht unter dem Humor und hat mich auch nicht einmal genervt. Ganz im Gegenteil, musste ich an einigen Stellen ungewollt laut lachen.

Dieser Fall, der zu Anfang unmöglich zu lösen scheint, nimmt stetig an Spannung zu, weil die vermeintlich Tote spurlos verschwindet und Poe verdächtigt wird, sie getötet zu haben. Immer mehr belastende Indizien tauchen auf. Das erscheint ihm wie ein Fingerzeig, denn der Koch wurde vor Jahren aufgrund eines Indizienprozesses für schuldig befunden.

Craven kommt ohne die heute so beliebten Cliffhanger aus, was mir sehr gut gefällt. Er nimmt den Leser an die Hand, leitet ihn durchs Geschehen. Dass seine Vorgesetzte mit einer Frau zusammenlebt und die Analytikerin im Umgang mit ande-

ren Menschen ungeübt ist, kommt nicht konstruiert rüber, sondern wirkt wie aus der Realität entliehen. Mir hat der Roman sehr gut gefallen.

(*Marianne Labisch*)



Leo am Bruhl

Der Baumeister

Verlag Dornbrunnen, März 2025, 152 Seiten, ISBN 978 3 943275 78 0

Nach drei Bänden mit fantastischen Geschichten präsentieren Lars Dangel und die Edition Dornbrunnen einen vierten Band mit abenteuerlichen Storys aus der Feder Leo am Bruhls. Damit sind nur noch seine Krimis nicht zumindest teilweise gesammelt worden. Lars Dangel geht in sei-

nem Vorwort auf die unterschiedlichen Längen und die groben Bearbeitungen durch die Zeitungsredaktionen der mehrfach nachgedruckten Geschichten ein, die stellenweise sinnentstellend sind. Zumindest zeigen die hier gesammelten Arbeiten wie die fantastischen Geschichten, dass die ganze Welt (bis auf Australien als weißer Fleck) Leo am Bruhls mindestens literarisches Zuhause ist.

Weiterhin verweist der Herausgeber auf die erste Story der Sammlung »Abenteuer in Sibirien«, in deren Prolog sich ein Hinweis auf den zeitweiligen Aufenthaltsort des geheimnisvollen Autors findet. Es ist aber nicht der einzige Hinweis. Wenn es sich beim Prolog nicht um eine Finte in Karl Mays Tradition handelt, um den gut recherchierten Storys noch mehr Authentizität zu verleihen, dann ist der Verweis auf die Mutter mit ihren Briefen vom Rhein ein zweiter Hinweis. In der damaligen Zeit sind die Eltern bzw. alleinstehenden Mütter nur selten noch einmal umgezogen, sodass davon auszugehen ist, dass Leo am Bruhl einige Zeit in der Rheinnähe verbracht hat. »Abenteuer in Sibirien« ist eine geradlinige Geschichte. Der Ich-Erzähler (eine bevorzugte Perspektive bei den sehr kurzen Geschichten Leo am Bruhls) wird auf eine Mission geschickt. Er soll einen Mann erreichen, bevor ihn in den endlosen Eiswüsten der Medizinmann erreicht und er ermordet wird. Das unwirtliche Leben beschreibt der Autor nicht nur in dieser Geschichte für die Kürze ausgesprochen überzeugend und das Ende der Story ist pragmatisch. Zumindest einen Teilerfolg kann der Erzähler verzeichnen.

Auch »Ehe im Eis« spielt im hohen Norden. Der Titel ist fast Programm. Anhand der Ehe zwischen einem Engländer, den die ewigen Weiten eingefangen haben, und einer jungen Eingeborenen zeigt Leo am Bruhl die kulturellen Unterschiede auf, als die beiden den Stamm der Frau besuchen, im neue Lebensmittel zu kaufen. Wie einige andere Geschichten Leo am Bruhls überschlägt sich wahrscheinlich wegen des beengten Platzes in den Tageszeitungen der Plot gegen Ende der Geschichte.

»Opallas Wundermittel« reiht sich ebenfalls in die kleine Gruppe von im Hohen Norden spielenden Geschichten ein. Vier Jäger streiten sich kurz vor Erreichen des Handelsstützpunkts um das Aufteilen der Beute. Zwei Mitglieder wollen, dass der Heiler der kleinen Siedlung mit seinem Wundermittel einen gleichen Anteil erhält. Das ist so Tradition. Allerdings erkennt einer der Beteiligten, um was es sich bei dem Mittel handelt. Als Engländer weiß er, wie er es »besser« einsetzen kann. Mit natürlich tragischen Folgen. Dieses melancholische Ende, diese bitteren Pointen finden sich in einer Vielzahl der Geschichte und unterstreichen, dass das nur vordergründig überlegene, rationale Vorgehen der Europäer fatale Folgen für Naturstämme und ihren langen Traditionen hat.

In »Alali« zeigt Leo am Bruhl nachdrücklich auf, dass Respekt ein wichtiges Element an den exotischen Plätzen der Welt ist. Der Erzähler ist Arzt in einem Dschungelcamp, als ein neuer Kollege eintrifft. Dieser verhält sich gegenüber den Einheimischen herrisch und despek-

tierlich. Damit verliert er jeglichen Respekt vor den Einheimischen und macht die Arbeit der Ärzte eher schwerer als leichter.

Die Titelgeschichte »Der Baumeister« bezieht sich auf den Bau der Chinesischen Mauer. Es ist erstaunlich, wie viele Informationen der Autor auf so wenigen Seiten platziert. Der Ich-Erzähler wird geweckt, weil die Arbeiter in dieser einen Nacht mit einem besonderen Wind nicht schlafen können. Durch das Hochwasser geht der Bau des Staudamms – in einigen Geschichten werden von den als Architekten oder Ingenieuren arbeitenden Erzählern größere Bauwerke geplant oder errichtet – nicht voran, sodass die Chinesen den Europäer zu einer besonderen Stelle an der chinesischen Mauer begleiten, wo sich das Schicksal des Baumeisters erfüllte. Lars Dangel hat an einer anderen Stelle darauf hingewiesen, dass Leo am Bruhl einige Geschichten in jüdischen Magazinen und basierend auf jüdischen Legenden platzieren könnte. Wie sein Verschwinden – bis auf wenige Ausnahmen – im Jahr 1933 spricht einiges dafür, dass der Autor jüdischen Glaubens gewesen ist. Auch diese Story reiht sich in diese Tradition ein, wobei Legenden/Sagen mit der Wirklichkeit verschmelzen. Ob zufällig oder nicht muss der Leser entscheiden.

In den beiden Miniaturen »Beethoven im Urwald« und »Das betrunkene Brot« geht den Expeditionen des Erzählers die Nahrung aus. In der ersten Geschichte bedeutet Musik im Dschungel die Rettung, in der zweiten Geschichte ist die vermeintliche Rettung – das im Titel angesprochene Brot – beinahe ihr Verhängnis. Während

»Beethoven im Urwald« eher eine stimmungsvolle Anekdote ist, folgt »Das betrunkenes Brot« mit dem Wodka liebenden Kosaken den Strukturen der klassischen Abenteuerliteratur mit dem Umdrehen des Spießes in letzter Sekunde.

»Cha« ist eine dunkle, bittere Geschichte. Ein Japaner, der auf einem Schiff arbeitet, begegnet dem Abbild des japanischen Kaisers in der Auslage eines Ladens fernab von der Heimat. Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen und Chas Tat aus dem Affekt hat tragische Folgen. Zumindest für ihn. »Cha« ist auch eine der Miniaturen, die stellvertretend für die genaue Recherche Leo am Bruhls dienen können. Seine Geschichten spielen nicht nur über den Erdball verstreut, wie andere große Kolportageautoren – siehe Robert Kraft und Karl May – hat er für die Handlungen seiner Storys mindestens Sekundärforschung betrieben. Ob er die vielen Länder auch bereist ist, ist eine der vielen offenen Fragen um den Autor.

Auch »Dämon der Kloteken« spielt an einem exotischen Ort der Erde. Immer wieder besuchen vor allem Europäer geheimnisvolle Plätze oder werden Beobachter von eigentlich geheimen Ritualen. Nicht selten greifen sie ein, was schließlich fatale Folgen hat. Natürlich entwickelt Leo am Bruhl aus diesen Versatzstücken unterhaltsame, aber teilweise auch erkennbare Muster. Nur wenige Versatzstücke werden verschoben. Allerdings gelingt es dem Autor, immer wieder die entsprechende exotische und teilweise auch febrile Atmosphäre dieser in den zwanziger und Dreißigerjahren immer noch für die meisten Tageszeitungsleser weißen Fle-

cken heraufzubeschwören. »Dämon der Kloteken« gehört vor allem während der Schilderung des grotesken Rituals ohne Frage in diese Kategorie.

Zu den längsten Storys gehört »Doktor Magic's Auftrag«. Der Ich-Erzähler wird Zeuge eines Bankraubs. Da er kurz vor dem Überfall eine Karte mit der Zahl »3« aufgehoben hat, wird er von den Verbrechern verletzt mitgenommen und von Doktor Magic operiert. Anschließend erhält er einen besonderen Auftrag. Leo am Bruhl impliziert, dass die Verbrecher seiner Geschichte über ein gigantisches Netzwerk verfügen. Eigene Krankenhäuser mit käuflichen Ärzten. Doktor Magic gehört in diese Reihe von Ärzten, welche noch keine Mad Scientists sind, deren originäre Ziele – er will von dem Geld der Verbrecher Radium kaufen, um seine Krebsforschungen fortzusetzen – im Grunde gut sind und die wie Frankensteins Erben Erstaunliches bewerkstelligen. Der dem überforderten Erzähler präsentierte Plan ist ambitioniert, aber auch pervertiert. Die Beute sehr hoch. Dabei handelt es sich nicht mal um ein echtes Verbrechen, sondern die Erfüllung der innigsten Wünsche des Opfers, was der unterhaltsamen Kurzgeschichte eine besondere, süßsaure Note gibt.

Wie eine Reihe von Kurzgeschichten aus den ersten drei Sammlungen beinhaltet »Der geheime Schatz« auch einige Hinweise auf möglicherweise übernatürliche Phänomene. Die unbewusste Weitergabe von Wissen über Generationen hat Leo am Bruhl in einigen seiner Texte auf sehr unterschiedliche Art und Weise verarbeitet. Hier findet sich zusätzlich der Er-

zählrahmen, eine gängige Vorgehensweise. Allerdings ist der Rahmen offen, der Erzähler kann kein Fazit ziehen. Der Titel der Geschichte verrät fast zu viel vom Plot. Das gestohlene Bild wäre ein besserer Aufhänger gewesen. Und trotzdem fasziniert der kurze Text den Leser, weil Leo am Bruhl mit dem Möglichen spielt, auf weitergehende Erklärungen verzichtet und Leser wie Zuhörer verblüfft zurücklässt.

»Das Grab über den Wolken« ist ebenfalls eine dieser kleinen Miniaturen, in denen es um verblüffende Entdeckungen gedeckt. Der Erzähler berichtet von einer Bergsteigerexpedition, die auf dem Weg zum Gipfel in einer Höhle ein Zwischenlager errichten und dabei eine verblüffende Entdeckung machen. Nicht selten fassen Leo am Bruhls Kurzgeschichtentitel den Plot schon perfekt zusammen. Der Spannungsaufbau funktioniert unter dieser Prämisse in der Theorie nicht wirklich gut, aber die kompakten Texte; der persönliche Blick des Erzählers zurück auf die Ereignisse und manchmal auch eine packende Pointe halten den Leser trotzdem bei der Stange. Auch in »Das Kalahri-Gespenst« gibt es für die Begegnung des Erzählers zusammen mit seinem Begleiter eine »natürliche«, eine stammes-technische Erzählung. Dabei ist die Definition des Todeszeitpunkts wichtig. Während das Ende von »Das Grab über den Wolken« eher intellektuell verspielt wirkt, verfügt »Das Kalari-Gespenst« über ein klassisches Leo-am-Bruhl-Ende. Alles scheint rational erklärbar und dann schlägt noch einmal der Zufall (?) zu. In »Nabonga« trifft die Erste auf die Dritte Welt. Nabon-

ga ist ein junges attraktives Mädchen, das am Erzähler der Geschichte – er schreibt in Eile seine Erinnerungen in ein Tagebuch – in die Wildnis begleitet. Es kommt zu einer Tragödie. Auch der Kontrast zwischen den angeblich so zivilisierten Europäern und den Ureinwohnern in der restlichen Welt sowie die aus dem unterschiedlichen Wissensstand entstehenden Missverständnisse hat Leo am Bruhl immer wieder in seinen Geschichten aufgegriffen. »Nabonga« mag wegen eines vom Europäer nicht überdachten Rats besonders tragisch sein, ist aber für das Werk Leo am Bruhls auch so positiv bezeichnend. Auch »Das Opfer« folgt diesem Schema. In einem Dorf reißt ein Tiger immer den Vater eines relativ neugeborenen Mannes. Der Ich-Erzähler versucht, mit einem der potenziellen Opfer durch die Jagd auf den Tiger diesen Kreislauf zu durchbrechen. Natürlich funktioniert es nicht. Ob es sich wie zum Beispiel bei »Das Horoskop«, »Das Kalari-Gespenst« oder »Nabonga« um eine sich selbst erfüllende Prophezeiung handelt oder der Zufall seine Finger im Spiel hat, wird final nicht beantwortet.

Auch »Das Horoskop« reiht sich in diese kleine Phalanx von unterschiedlichen, indirekt fantastischen Texten dieser Sammlung. Ein Arzt und ein Polizist werden nachts in das Haus eines Chemikers gerufen, der anscheinend Selbstmord begangen hat. Das Horoskop – vor mehr als zehn Jahren erstellt – hat den heutigen Tag als seinen Todestag prognostiziert. Mit fast sadistischer Freude entlarvt Leo am Bruhl am Ende einer langen Kette von Ereignissen, die sich wie vorhergesagt er-

eignet haben, den kleinen Fehler, der diese Prophezeiung eigentlich ins Wanken bringen sollte. Aber wie in erstaunlich vielen anderen Texten des Autors ist der Aberglaube sehr viel stärker als der Glaube, aber auch das rationale Denken. Es geht auch andersherum. In »Die Kiesel von Mas-d'Azil« berichtet ein Professor in trauter Runde vom Verschwinden eines Rechtsanwalts. Anscheinend hat er die seltenen bemalten Kiesel von Mas-d'Azil benutzt, um mit den Geistern Kontakt aufzunehmen und in eine andere Welt zu wechseln. Die finale Erklärung ist deutlich rationaler und voller Ironie. Diese Miniatur unterstreicht, wie effektiv Leo am Bruhl die Leser mittels übernatürlicher Implikationen in seinen Bann schlagen konnte, um dann eine gänzlich andere, nicht unbedingt alltägliche, aber doch öfter vorkommende Erklärung zu präsentieren.

Zu den längeren Texten gehört »Jan unter dem Südkreuz«. Der Erzähler rettet einem Plantagenbesitzer wahrscheinlich in einer heruntergekommenen Kneipe das Leben. Er lädt den Weltenbummler zu sich ein, wo er dem deutschen Aufseher Jan begegnet. Dieser lebt mit einer schönen Einheimischen zusammen. Irgendwann bricht Jans Eifersucht an die Oberfläche. Der Text ist ungefähr zwei bis dreimal so lang wie die anderen Geschichten. Diese Länge nutzt Leo am Bruhl positiv, um die Charaktere – trotz der Kürze vieler Texte eine der Stärken des Autors – besser darzustellen, die Hintergrundatmosphäre nachhaltiger zu entwickeln und schließlich eine bitterböse Pointe zu präsentieren.

Der Titel von »Roode-Ster explodiert« ist ein feines Wortspiel. Beim Bau einer

kleinen Lagerhalle inklusive des Aushubs einer Zisterne kommt es zu einem Unfall. Bis das in Lebensgefahr schwebende Opfer schließlich erkennt, dass er nicht einem Streich zum »Opfer« gefallen ist, muss es erst einmal »explodieren«. Die Miniatur ist eine der lustigeren Geschichten dieser Sammlung. Auch in »Skallagrims Goldfibel« steckt eine Menge Ironie. Der Protagonist muss sich unter falschen Namen bei den Pelzjägern verstecken. Unter den Augen der örtlichen Behörden machen sie in einem Loch im eisigen Boden eine »einzigartige« Entdeckung. Im Epilog löst der Erzähler augenzwinkernd nicht nur ein, sondern hinsichtlich der Identität eines seiner Partner sogar zwei Rätsel auf.

Die letzte Geschichte dieser Sammlung »Tschitah« fasst im Grunde bis auf den Humor alle Aspekte der zwanzig vorangestellten Storys noch einmal gut zusammen. Die Faszination des Ich-Erzählers mit einer unbekanntem, exotischen Frau, die ihn in kurzer Zeit um den Finger wickeln könnte. Gegenteilige Beweise ihres schlechten Charakters würden nicht ausreichen. Der Ich-Erzähler muss es mit eigenen Augen sehen. Daher wird eine »Tschitah« Jagd veranstaltet, an deren Ende die Masken fallen und der Ich-Erzähler schockiert wie geläutert zurückbleibt.

»Der Baumeister« reiht sich ob der exotischen Hintergründe, teilweise auch fantastischen Inhalte in die kleine Reihe der ersten drei Anthologien ein. Auch wenn sich weniger Fantastik in den insgesamt einundzwanzig Storys aus aller Herren Länder findet, überzeugen die exotischen Prämissen, die klaren erzähleri-

schen Strukturen, die teilweise offenen oder ironischen Pointen sowie die Genauigkeit, mit welcher der bis heute unbekannte Leo am Bruhl seine Texte hinsichtlich der Orte, die Riten und Gebräuche, aber auch des Aberglaubens recherchierte und gefällig, allgemein verständlich für seine Leser aufarbeitete.

(Thomas Harbach)



Karla Weigand

DER GEHEIMNISVOLLE MALTESERRITTER

Außer der Reihe 79, p.machinery, Winnert, April 2025, 152 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 181 5, E-Book: ISBN 978 3 95765 904 0

Karla Weigands neuer Roman ist trotz des Titelbilds und des Titels kein historischer Roman. Die romantisch-kriminalistische Geschichte spielt in der Gegenwart mit einem übernatürlichen Einschlag. In dieser Hinsicht setzt die Autorin die Tradition der viktorianischen Gothic-Erzählungen fort, in denen das Übernatürliche einen wichtigen Einfluss hat, sich aber nicht beweisen lässt.

Auf den knapp einhundertfünfzig Seiten erzählt die Autorin eine kompakte Geschichte, die immer wieder mit gegenwärtigem wie historischem Wissen über Malta als Insel, über den Tourismus auf der Insel sowie die vielschichtige, von verschiedenen Eroberungen dominierte Historie bereichert wird. Auch wenn Karla Weigand an ein oder zwei Stellen den etablierten Handlungsfluss unterbrechen muss, um ihr Wissen nicht immer perfekt positioniert anzubringen, verbinden sich Fiktion und Fakten anfänglich sehr effektiv, gegen Ende eher weniger zufriedenstellend miteinander.

Die Hauptfigur ist die attraktive blonde Krankenschwester Jane. Ihr Vater Deutscher aus Hamburg, ihre Mutter Engländerin. Nach einer schlechten Beziehung mit einem narzisstischen Arzt hat sie in England gekündigt und sich nach Malta versetzen lassen. Sie liebt die Arbeit im Krankenhaus, geht voll in ihrem Beruf auf, hat eine kleine Wohnung mit einer schönen Terrasse und einem Blick über die malerische Altstadt und geht gerne in die St. Catherine Kathedrale, die Kirche und Museum zu gleich ist. Nicht nur wegen der andächtigen Ruhe, der schönen Kunst, sondern der attraktive und sehr aufmerksam-

me, ebenfalls in seinem Beruf aufgehende Museumsführer hat es ihr eher schmachttend angetan.

Die Geschichte beginnt an einem Monat morgen nach dem Nachtdienst. Jane begegnet zwei jungen Männern, die in großes Paket schleppend schon früh aus der Kathedrale kommen. Das kommt ihr komisch vor, auch wenn die beiden Männer in Arbeitsklamotten eher wie Handwerker denn die Diebe aussehen, die sie sind. Jane denkt sich nicht viel dabei, tauscht einige Belanglosigkeiten mit den Männern aus und setzt ihren Weg fort. Erst Tage später wird sie aus der Zeitung lesen, dass sie Augenzeuge eines dreisten Kunstraubs geworden ist. Nicht der erste auf der Insel, denn das Klauen und Verkaufen von Kunst ist der Broterwerb eines örtlichen Paten Santano, in dessen Auftrag die beiden Männer arbeiten.

Santano ist allerdings nicht davon begeistert, dass mit Jane eine Augenzeugin vor Ort gewesen ist. Er fordert die beiden eher durchschnittlich intelligenten Männer auf, das Problem Jane zu beseitigen.

Soweit das Ausgangsszenario, welches Karla Weigand in verschiedene Richtungen weiterentwickelt. Da gibt es die persönliche Ebene mit einigen fast schematisch angelegten Figuren. Jane als Krankenschwester wirkt teilweise ein wenig überzeichnet. Aus spannungstechnischen Gründen muss Karla Weigand zwei Szenen einfügen, die eher kontraproduktiv sind. So stellt Jane auf einem belebten Marktplatz später einen der Diebe und will ihn in der Öffentlichkeit bloßstellen. Auch wenn sich die beiden Diebe bislang hartnäckig geweigert haben, das Problem »Jane« final und

im Auftrag zu lösen, bringt sie sich unnötig in Gefahr. Sie lernt auch nicht aus dieser Situation. Später entdeckt sie – inzwischen allerdings mit dem perfekten Mann an ihrer Seite – den zweiten Dieb bei seinem neuen Broterwerb und will ihn ähnlich provozieren. Ein Handyanruf bei der Polizei hätte spätestens im zweiten Fall ausgereicht und ihr sehr viel Ärger erspart. Aber diese Punkte muss der Leser akzeptieren, sie wirken allerdings konstruiert.

Es gibt aber noch einen seltsamen Punkt. Ein aufdringlicher und vor allem auch arbeitsscheuer Kollege wird aus dem Nichts heraus plötzlich nett und Jane glaubt ihm alles. Auch diese Wendung wirkt nicht natürlich, dient aber dazu, die finale Gefahrensituation heraufzubeschwören. Natürlich ist es nicht leicht, in einer so kurzen Geschichte die entsprechenden Stellen ausreichend herauszuarbeiten und verschiedene spannungstechnische Höhepunkte zu setzen, aber Karla Weigand zeigt bei diesem Krimi – es ist ja nicht der erste aus ihrer Feder – einige kleinere Schwächen. Spätestens wenn das Mobbing losgeht, müsste Jane die Situation viel mehr hinterfragen und nach dem Verursacher suchen. Da sie eine beliebte Kollegin ist, wirkt die Ratlosigkeit des Teams auch ein wenig zu statisch. Auch wenn das Krankenhaus über sehr viel Personal verfügt, interagieren die einzelnen Stationen deutlich besser und eine die Harmonie/Arbeitsabläufe störende Quelle würde sehr viel intensiver gesucht werden. Zumal auch die Stationsleitung und der Oberarzt einen, sogar den richtigen Verdacht haben.

Mit Matteo lernt sie den perfekten Mann kennen. Ein Treffen nach Feier-

abend und schon ist alles in geregelten Bahnen. Hilfreich ist, dass Matteos jüngerer Bruder nach einem Unfall im Krankenhaus liegt und natürlich auch Jane für seine Pflege verantwortlich ist. Der kleine Bruder ist hellauf begeistert von seiner potenziellen Schwägerin.

Die Romanze kommt – wahrscheinlich der engen Taktung der Geschichte geschuldet – ein wenig zu schnell. Da wird innerhalb von wenigen Tagen nicht nur vom Zusammenziehen, sondern auch der Hochzeit gesprochen. Auf der anderen Seite will sich Jane zu selten in den entscheidenden Situationen ihrem Matteo anvertrauen. Aber durch die Beziehung zwischen den beiden jungen Menschen hat der Leser mehr Möglichkeiten, das andere weniger touristische und eher historische Malta kennenzulernen. Hier werden die relevanten Informationen deutlich besser miteinander verbunden.

Der Gangsterboss wirkt wie eine überdrehte Parodie. Ein Westentaschengangster, der seine »Angestellten« genauso betrügt wie seine Geschäftspartner. Viele wertvolle Kunstschatze hat er bei sich in einem Lager für den Weiterverkauf/Weitertransport eingelagert. Malta ist – wie Karla Weigand selbst mehrmals betont – eine Insel mit einer überschaubaren Bevölkerung. Irgendwann begegnen sich die Menschen immer wieder, vor allem in der Hauptstadt. Daher wirkt es konstruiert, dass eine Vielzahl von Kunstdiebstählen, welche ein Lager füllen, nicht wirklich auffallen und die Polizei vor allem zu Beginn der Geschichte zwar die Ermittlungen aufnimmt, aber im Grunde keinen echten Schritt weiterkommt. Als Pate macht man

sich nicht die Hände schmutzig, sondern heuert Gehilfen an.

Aus der Situation heraus wirkt einiges logisch und nachvollziehbar. Den ganzen Roman betrachtend fügen sich die Puzzlestücke aber nicht wirklich zufriedenstellend zusammen. Auch die beiden eher einfach gestrickten Helfer mit gewissen moralischen Vorstellungen erscheinen eher wie Persiflagen. Aber sie haben zumindest aus ehrlichen Berufen kommend ihre Grundsätze.

Das fantastische Element ist der Malteser Ritter. Von Gutenfels hat mehrere effektive Auftritte beginnend mit der ersten Rettung Janes. Während die Protagonisten noch an einen exzentrischen Künstler – kraftvoll, aber in alter Kleidung unterwegs – glauben, ahnt der Leser, dass es sich um einen Geist aus einer alten Zeit handelt, der noch etwas zu erledigen hat. Auch hier spielt Karla Weigand ein wenig mit der Logik der Handlung. So warnt er Jane, dass ihr Gefahr droht, aber er wird auf sie aufpassen. Viel effektiver wäre es, die Gefahr im Vorwege auszuschalten, da der Ritter schon einen Verdächtigen im Auge hat. Anscheinend kann er aber nur reagieren, wobei die Autorin diesen Aspekt nicht wirklich extrapoliert. Mit Einschränkungen könnte die Story auch ohne diese historisch verankerte Figur – die Malteser sind ein wichtiger Teil der Geschichte der Insel – funktionieren. Der Ritter müsste durch einen menschlichen »Retter« ersetzt werden, wobei es einmal sogar mittelbar schon der Fall ist. Aber mit dieser Gestalt gibt Karla Weigand ihrer Story eine besondere Note.

Der Plot ist geradlinig. Die Autorin konzentriert sich auf das doppelte Finale. Der

Weg dahin ist stellenweise ein wenig steinig und wenn Jane nicht einem Impuls folgend zweimal »falsch« und gegen ihre bislang rationalen Handlungen agiert hätte, wäre die Story viel früher positiv und weniger gefährlich zu Ende gewesen. Aber dann hätte Karla Weigand auch keinen zufriedenstellenden Roman und der Leser keine solide Unterhaltung. »Der geheimnisvolle Malteserritter« ist im direkten Vergleich zu Karla Weigands während der französischen Revolution spielenden Krimis um den Inspektor Lavallo simple Unterhaltung. Mit dem Wort »simpel« soll keine Abklassifizierung ausgedrückt werden. Die Charaktere sind solide, teilweise sehr sympathisch entwickelt worden. Der Plot ist stringent beginnend mit dem Momentum, am richtigen Ort zur falschen Zeit zu sein. Der Ritter als mehrfach angesprochenes übernatürliches Element verbindet die Gegenwart mit der Vergangenheit, auch wenn die finale Erklärung wahrscheinlich cineastisch besser funktioniert als in einem geschriebenen Werk. Es fehlt die emotional aufwühlende Hintergrundmusik, die lange Kamerafahrt und schließlich die Entdeckung. Karla Weigands Stil ist in diesen emotionalen Sequenzen ein wenig zu sachlich, zu distanziert. Hinzu kommt, dass sie diese relevanten Szenen dann wieder mit Hintergrundinformationen zu erweitern sucht, welche den Leser aus der entwickelten stimmigen Atmosphäre reißen. Auf der anderen Seite hat die Autorin – bis auf ein mögliches Nachwort – allerdings keine andere Stelle, an welcher sie diese gut recherchierten Fakten hätte platzieren können.

»Der geheimnisvolle Malteserritter« ist eine kurzweilige Sommerunterhaltung

– im Winter lässt sich eine Geschichte, die auf einer Sonneninsel spielt, natürlich auch lesen –, die einige erfreuliche Stunden beschert. Nicht mehr, aber auf keinen Fall weniger.

(Thomas Harbach)



Ulrich Harbecke
**ENTWARNUNG. DER FRIEDEN
BRICHT AUS**

Ein satirischer SF-Roman

AndroSF 164, p.machinery, Winnert, März 2025, 104 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 446 5, E-Book: ISBN 978 3 95765 699 5

In der alternierend von Frank G. Gerigk und Jörg Weigand betreuten Reihe »Die Welten des ...« erschien als vierter Band das fan-

tastische Gesamtwerk Ulrich Harbeckes. Neben zahlreichen Kurzgeschichten besteht es aus dem Nachdruck von zwei Romanen. Die erste längere Arbeit »Invasion« erschien im Heyne Verlag. Sieben Jahre später folgte »Entwarnung«. Michael Haitel hat den letztgenannten Roman dem Sammelband für eine gesonderte Veröffentlichung entnommen und präsentiert ihn mit einem passenden Titelbild einzeln noch mal einem vielleicht breiteren Publikum.

Der 1943 geborene Ulrich Harbecke ist Fernsehjournalist. Die Sachlichkeit, vielleicht auch manchmal Distanziertheit, sieht man seinen sorgfältig komponierten, strukturiert niedergeschriebenen Geschichten positiv wie in einigen wenigen Fällen auch negativ an. Nach einem Studium der Theaterwissenschaft, Musik und Kunstgeschichte arbeitete er seit 1970 als freier Mitarbeiter beim Westdeutschen Rundfunk und später als Redakteur im Fernsehprogramm des WDR. Seit 1973 veröffentlicht er vor allem Sachbüchern und Romane zu unterschiedlichen Themen. 1983 wurde ihm der Robert-Sheckley-Preis verliehen, den der Bastei Verlag zu Ehren des in seinem Programm wieder aufgelegten Amerikaners gestiftet hat.

Bei »Invasion« handelte es sich um seine erste fantastische Arbeit. Ab 1980 veröffentlichte Ulrich Harbecke gut zwei Dutzend fantastischer Geschichten über mehr als vierzig Jahre in regelmäßigen Abständen. Große Pausen gibt es im Vergleich zu anderen Autoren wie Kai Riedemann bei Ulrich Harbecke nicht, auch wenn seine Publikationsmöglichkeiten durch die Einstellung der Verlagsanthologiereihen immer weniger geworden sind. .

Die Idee zu »Entwarnung« (1987 erstmalig Arena Verlag erschien) hat seinen Ausgangspunkt beim amerikanisch-sowjetischen Gipfeltreffen vom 11. und 12. Oktober 1986.

Im Urlaub in Holland verfolgt Ulrich Harbecke die Begegnung der beiden so unterschiedlichen Politiker in Reykjavik.

Ronald Reagan traf auf Michael Gorbatschow. Der erzkonservative Republikaner auf amerikanischer Seite, der risikoreicher Reformler auf der anderen Seite. Gorbatschow kam mit sensationellen Abrüstungsvorschlägen, der Westen betrachtete den Reformler mit Misstrauen.

Allerdings stimmen Ulrich Harbeckes Erinnerungen oder die Anmerkungen auf dem Klappentext nicht ganz. Der Weg in die atomare Katastrophe war nicht unausweichlich. Es handelt sich nicht um das erste und damit wichtige Treffen zwischen Reagan und Gorbatschow und das Misstrauen des Westens gegenüber dem Reformler war zu diesem Zeitpunkt auch noch berechtigt. Die Saat der weiteren politischen Entwicklung ist nicht auf Island, sondern schon in der Schweiz ausgestreut worden.

Zum ersten Mal hatten sich die beiden Politiker im November 1985 in Genf getroffen. Dort wurde beschlossen, die 1983 unterbrochenen Rüstungskontrollgespräche fortzusetzen. Allerdings gab es in den Monaten zwischen Genf und Reykjavik die angebliche Spionageaffäre Nicholas Daniloffs.

Der amerikanische Journalist wurde in Moskau kurz vor dem Treffen verhaftet und der Spionage beschuldigt. Kurz vor dem Treffen durfte er ohne Anklage und

im Austausch mit einem Russen die Sowjetunion verlassen.

Die Gipfel »scheiterte« an Reagans Beharren, das Weltraumforschungsprogramm auszuklammern. Zumindest konnten beide Seiten ausloten, was möglich war. Aber dann trat ein genauso überraschendes Ereignis wie in Ulrich Harbeckes Roman ein.

Vor seinem Rückflug erklärt Gorbatschow, dass der Gipfel sehr erfolgreich gewesen ist. Die marode Sowjetunion konnte sich die Rüstungsausgaben schlicht nicht mehr leisten. Da auch Reagan nicht als Verlierer in Washington dastehen sollte, stimmt er seinem russischen Kollegen zu und plädierte für eine Fortsetzung der Gespräche. Ein Jahr später wurde in Washington der INF Vertrag hinsichtlich der Beschränkung der erste atomare Abrüstungsvertrag unterzeichnet.

Gute acht Jahre nach »Invasion« und im gleichen Jahr der ersten Vertragsunterzeichnung erschien mit »Entwarnung... der Frieden bricht an« ein satirischer Roman für die Jugend. Das Buch stammt aus der Zeit des Kalten Krieges, ist aber als Diskussionsbasis auch heute noch gültig.

Ulrich Harbecke zeigt überzogen die Realität der Frühwarnübungen, wobei das Aufsuchen der kaum vorhandenen Schutzräume eher Utopie ist. Auch die Notfallfibel im Vierfarbdruck, an alle Haushalte wie die Jod-Tabletten auf Aufforderung nach dem Tschernobyl-Unfall ausgeteilt, wirkt überzogen. Aber die unrealistischen Warnungen vor dem Überleben nach einem atomaren Schlagabtausch im eigenen Keller oder dem im Garten angelegten primitiven Bunker zeigen die damals wie heute bedrohli-

che Atmosphäre zweier Atommächte, die sich im Gleichgewicht des Schreckens gegenüberstanden. Dass der klassische Ost-West-Konflikt durch Opportunisten wie Trump inzwischen eine andere Note erhalten hat, unterstreicht die paranoid wirkende Weitsichtigkeit von Ulrich Harbeckes dicht geschriebenem und dadurch teilweise auch distanzierendem Buch.

In dieser dunklen Zeit bricht wie ein Virus der Frieden aus. Ausgerechnet im geteilten Deutschland, wie eine an der Grenze spielende Sequenz mit dem über die Mauer steigenden Grenzsoldaten verdeutlicht. Der Frieden basiert bei Ulrich Harbecke nicht auf den Anti-Atomkraft-Demonstrationen oder aus großen politischen Ereignissen. Er kommt aus dem Nichts und überfällt die Menschen mit der Kraft einer positiven Grippe. Der Gedanke an Schwerter zu Pflugscharen dominiert plötzlich. Hilfreich sind die Alten, welche nach Ende des Zweiten Weltkriegs aus ihren Waffen nützliche Geräte machen konnten oder besser mussten. Beginnend im deutschen Hinterland springt der Funke – misstrauisch von beiden Seiten der Mauer betrachtet – auf viele Menschen über.

Die Politiker sind alarmiert, aber auch froh gestimmt. Natürlich ist es eine Satire, wenn alleine der Gedanke an Frieden den bösen Nachbarn besänftigt und die zarte Pflanze von einem metaphorischen Grundstück zum Nächsten überwechselt. Wie in Charles Platt erotisch brutalen Romanen wirkt die plötzliche Sinnesänderung der Menschen verstörend. Alles ist zu gut, zu glatt, zu unpolitisch und zu naïv pazifistisch. Damals wie heute.

Die kontrollierte Rückkehr eines Flüchtlings in die DDR lässt das dortige System einstürzen. Wie Thomas R. P. Mielkes »Der Tag, an dem die Mauer fiel« sind es die befreiten Menschenmassen, welche an die Grenze strömen und die Obrigkeit überfordert zurücklassen. Hier wird die Realität Thomas R. P. Mielke wie auch Ulrich Harbecke schließlich einholen. Aus heutiger Sicht ist noch interessant, dass der Heyne Verlag Mielkes Roman als unrealistisch eingestuft hat und deswegen auch nicht veröffentlichen wollte. Deswegen wechselte der streitbare Autor zum Bastei Verlag.

Bei Ulrich Harbecke bleibt nur das Politbüro und wird nach Moskau ausgeflogen. Das wirkt bizarr, aber knapp über zehn Jahre später sollten die Bilder der demonstrierenden und schließlich feiernden DDR Bürger um die Welt gehen. Auch Honecker musste schließlich abdanken und ins Exil gehen.

Lustig ist die Szene mit dem schließlich vor Gericht anerkannten Soldaten aus Gewissensgründen. Ganz bewusst stellt Ulrich Harbecke die entsprechenden Prozesse gegen Kriegsdienstverweigerer auf den Kopf. Die Parodie wirkt allerdings beängstigend real. Aber auch hier hat Ulrich Harbecke in seiner Version einer friedlichen Zukunft die finale »Waffe«: Sex... unter den Augen der Dorfbevölkerung. Und schon gibt es bei ihm nicht mehr die Notwendigkeit, mit der Waffe in der Hand auf imaginäre Feinde loszugehen. Das wirkt aus heutiger Sicht ein wenig sexistisch oder frauenfeindlich, aber es gibt eine Beziehung zwischen der jungen Frau und dem Friedendienstverweigerer. Alleine

sein Beharren auf einem Prozess hat die beiden entzweit.

Ulrich Harbecke geht es in seiner Satire auch nicht um den großen Friedensappell, die stetige Anklage gegen die Kriegstreiber, sondern er zeigt sprunghaft und strukturiert auf, wie ein Gedanke sich fortpflanzen kann. Damals wie auch heute. In der Zeit des Kalten Krieges waren die theoretischen Regeln vielleicht anders als heute. Stellvertreterkriege gab es in Korea, Vietnam und Afghanistan. Aufstände gegen die Russen hinter dem Eisernen Vorhang. Aber in Europa gab es keine Kriege. Die Auseinandersetzungen in Jugoslawien und der Krieg in der Ukraine wären in dieser Form nicht wirklich vorhersehbar gewesen. Propaganda fand im Fernsehen, im Radio oder in den Zeitungen, vielleicht auch Büchern statt. Aber eine derartige Konzentration von Lügen, Falschnachrichten und schließlich auch Manipulationen der Wahlen in der ersten Welt und nicht irgendwo im Dschungel wären undankbar gewesen. Und doch finden sich die Wurzeln dieser Entwicklungen in Harbeckes Buch. Eine von Stephen Kings Novellen heißt »Manchmal kommen sie wieder« und keine Aussage trifft besser auf die populistisch politische Gegenwart mit Trump/Putin zu als Harbeckes von Misstrauen durchzogene und immer mehr vom wahren Frieden mit allen Stärken, aber auch einer gehörigen Portion Naivität dominierten Welt zu. Aus heutiger Sicht wirkt Harbeckes Roman wie ein Schritt zur Seite, um der Karawane der Lemminge zu entkommen. Heute ziehen die Lemminge mehr denn je in Richtung Abgrund und suchen unterwegs immer die

Schuld bei den anderen. Nichts ist einfacher.

»Entwarnung« ist ein modernes Märchen, nicht nur für Jugendliche geschrieben. In »Invasion« zeigt Harbecke auf, wie die Menschheit in primitive Wahnvorstellungen zurückfällt und den Außerirdischen als Sündenbock für alles nimmt, was ihnen Böses passiert. Die drei großen Blöcke vereinen sich gegen einen gemeinsamen Feind, der übermächtig erscheint und nur neugierig ist. Er sucht Kontakt, aber auch eine missverständliche Übersetzung zum Feind wird. In »Entwarnung« dagegen bleibt vieles im Anschluss an die Notfallübung ambivalent. Entwickelt sich aus einer ungesteuerten und dadurch auch nicht kontrollierenden Bewegung heraus. Der Kanzler geht abends in die nächste Kneipe, um nach seiner außer positiver Kontrolle geratenen Rede mit dem Nachtwächter einen zu trinken. Der Kommentator schweigt, weil er im Grunde nur stereotypen Unsinn von sich geben kann. Alles wird gut, wie Thomas Ziegler später ebenfalls in einer grotesken Satire schreiben sollte. Bei Ulrich Harbecke wird tatsächlich alles gut und damit ab einem bestimmten Punkt wieder ungut.

Vom aus Deutschland in die Welt ausströmenden Frieden ziehen sich die Großmächte zurück, wie der Teufel vor dem Weihwasser – es ist nicht kontrollierbar. Im Grunde sollte diese existenzielle Einstellung gegenüber den Mitmenschen auch nicht kontrollierbar und manipulierbar sein. Ulrich Harbecke verzichtet auf die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Folgen einer plötzlich ihrer Existenzgrundlage beraubten Marktwirtschaft. Das wäre zu belehrend, zu hochgestochen.

Ein unnatürlicher Frieden breitet sich in seiner Geschichte über Deutschland aus und der Autor beschreibt in diesem proklamatischen, aber auch leicht manipulierenden Roman eine idealisierte neue Welt, die genauso erdrückend wie die Zeit des Kalten Kriegs sein könnte. Nicht nur satirisch überzogen, sondern karikierend entlarvt Harbecke die Machthaber, die Militärs als Gefangene ihrer eigenen Ansichten, deren Augen druckvoll wie unsichtbar von außen geöffnet werden.

Am Ende dieser beißenden Satire schließt sich der Kreis. Dabei wird nicht nachhaltig herausgearbeitet, ob die Amerikaner schließlich das Antivirus im Labor züchten oder die Stunden/Tage während der Übung im Bunker zu individuellen Visionen der eingeschlossenen Menschen geführt haben. Alles beginnt und endet in einem Bunker... für die Siebzigerjahre bezeichnend.

Ulrich Harbecke nutzt an einigen Stellen die Mittel der politischen Übertreibung. Inhaltlich fallen einzelne Komponenten zu schnell, zu stark konstruiert zusammen. Die Zeichnung der Protagonisten ist an vielen Stellen zu plakativ, zu pragmatisch. Als Autor ist Harbecke eher von der journalistischen Seite kommend ein Kommentator, der die Abläufe in seinen Geschichten beschreibt, aber nicht immer aus der Grundidee heraus cineastisch, spannend oder dramatisch entwickelt. Es ist ein schmaler Grat zwischen Realsatire und demonstrativer Überspitzung einzelner Szenen, auf denen sich Harbecke angesichts der komplexen Plots ausgesprochen kompakt bewegt. Umfangreiche Hintergrundbeschreibungen sind aus Sicht

des Journalisten unnötig und lenken von der Handlung ab. Jeder Leser der damaligen Zeit wird die politischen wie gesellschaftlichen Hintergründe kennen. Aus der Gegenwart sind die grundlegenden Themen wichtiger denn je, aber ein interessierter Leser sollte sich noch einmal mit den verschiedenen politischen Bewegungen und dem Spannungsfeld Ost-West auseinandersetzen. Auch wenn spätestens seit der Besetzung der Krim es wieder einen Ost-West-Konflikt gibt, sind die Vorzeichen auch wegen der agierenden Politiker nicht komplett vergleichbar. Der Wunsch nach Frieden allerdings schon.

Dieser Gedanke, dieses wunderbare »Virus« machen den besonderen, auf der einen Seite politisch zeitlosen, auf der anderen Seite allerdings auch in den Siebziger- bis späten Achtzigerjahren gefangenen Reiz dieses kurzen wie kurzweiligen Romans aus.

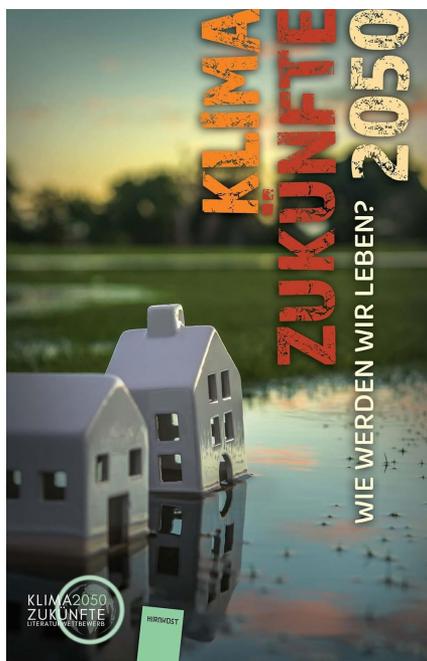
(Thomas Harbach)

Deutsche Klimastiftung, Fritz Heidorn, Anne Weise (Hrsg.)

Klimazukünfte 2050 – Wie werden wir leben?

Hirnkost Verlag, März 2025, 300 Seiten, ISBN 978-3988571328

Aus den mehr als dreihundert Beiträgen, die für den zweiten literarischen Klimazukünfte Wettbewerb ausgesucht worden sind, hat die Jury ein gutes Dutzend Kurzgeschichten und eine Novelle ausgesucht. Die Frage »Wie werden wir leben?« haben die Autorinnen und Autoren auf sehr unterschiedliche Arten beantwortet. Sowohl Anne Weise mit ihren einleitenden Worten



über die Grenzen des Wachstums wie auch die grenzenlosen Fantasie sowie Fritz Heidorn mit seinem kurzen Nachwort, aber dazwischen Kim Stanley Robinson als Schirmherr des Wettbewerbs mit einigen Anmerkungen zum ökologischen Schreiben generell sehen die Situation als ernst, aber im menschlichen Bereich auch nicht grenzenlos hoffnungslos an. Wie in allem ist der Mensch der entscheidende Faktor und die hier gesammelten Stories zeigen, wie schwer oder in einigen Fällen wie leicht es ist, das Humanbarometer um einige Stellen zu verschieben und trotz der ökologischen Herausforderungen weiterhin Mensch zu sein. Einige der hier publizierten Autoren sind Profis. Andere publizieren in jungen Jahren – eine

Fünfzehnjährige und eine Sechzehnjährige sind unter den Autoren – zum ersten Mal in einem professionellen Umfeld.

Jol Rosenbergs »Papa und das Meer« eröffnet die Sammlung. Eine Geschichte voller Kontraste. Mit humorigen sehr pointierten Dialogen zwischen Mensch und Pflanze, traurigen Szenen um das Abschiednehmen und schließlich einer Reise ans Meer. Reisen ans Meer haben immer etwas Symbolisches, Bewegendes. Nicht selten sind sie ein Wendepunkt im Leben der Figuren. Natürlich handelt es sich auch um Klischees. Menschen, die am Meer leben, erleiden diese metaphorischen Wendepunkte nicht bei jedem Blick auf die endlos erscheinenden Wellen. Hoffentlich zumindest. Aber diese kleine Story steckt voller bizarrer Ideen mit dem intelligenten Salat, der nicht mehr als vegetarisches Schlachtvieh dienen will, aber die Landwirtschaft der Menschen revolutioniert. Mit dem Ende eines Lebens, ohne das es einen wirklichen Abschied gibt. Ein überzeugender Auftakt.

»Preisfrage« von Lisa Pauline Wagner ist ein Gedicht voller Fragen und teilweise provozierenden Antworten. Es ist erstaunlich, welch weiten Bogen die Autorin auf den wenigen Seiten spannt und die Leser als stumme Zeugen zum Nachdenken anregt.

»Noah« (Jonathan Lidl) ist eine Miniatur, die außerhalb der Logik funktioniert. Ein Mann kehrt nach einer unbestimmten Zeit, aber vor allem mit einer »Deus ex Machina«-Lösung aller Energieprobleme der Menschen in die Zivilisation zurück. Zu spät. Auch wenn die finalen Argumente ein wenig konstruiert erscheinen, halbt die

kurze Story vor allem durch die melancholische Atmosphäre zu Beginn nach.

Der Rote Planet steht direkt oder indirekt im Mittelpunkt zweier Storys. »Auf dem Mars« von Sabine Schönfellner macht nicht final deutlich, ob die Protagonisten sich auf den Mars flüchten mussten oder die Verbindung zur Erde abgerissen ist. Es besteht die Möglichkeit, dass sie sich auf der Erde in einem der Habitate befunden haben. Es geht um das Aufwachsen in einer kontrollierten Atmosphäre, die Nachrichten an die Nachwelt und schließlich auch die Erkenntnis, dass es keine glorreiche Zukunft mehr geben wird.

Lea Schinchels »Der letzte Wunsch« ist ambitionierter. Der jugendliche Protagonist leidet an Knochenkrebs in einem fortgeschrittenen Stadium und hadert mit seinem Schicksal. Als letzter Wunsch ermöglicht ihm ein Anruf eine Bergtour auf dem Mars mit der Hilfe eines Exoskeletts. Sein Krankenpfleger begleitet ihn. Die erste Hälfte der Story ist deutlich überzeugender. Das Szenario wird realistisch ohne rein pessimistisch/nihilistisch zu erscheinen entwickelt. Es ist der finale Bogenschluss inklusiv der Implikation eines Happy Ends, das Wiedergewinnen des Lebenswillens, der konstruiert erscheint und viele der anfänglich angesprochenen Themen vielleicht auch durch die ein wenig einseitige Charakterentwicklung ohne einen wirklichen Bezug zu seinen Eltern und seinem Umfeld darzustellen unterminiert. Aber die Autorin gehört zu der Riege junger Autorinnen und Autoren dieser Sammlung. Für ihr Alter fließt eine Menge Lebensweisheit in den Text ein und gleicht die Schwächen überzeugend aus.

Mit mehr als einem Drittel der ganzen Sammlung ist die auch als Hörspiel vertonte Novelle »QAJAG« von Burkhard Wetekam die längste Arbeit dieser Sammlung.

Die Flut kommt. Ein Fluss droht über die Ufer zu treten, eine dritte Jahrhundertflut. Dieses Ereignis betrifft nicht nur zahlreiche, an beiden Ufern lebende Menschen, sondern vier Protagonisten, welche nicht der Faktor Zufall, sondern eine stringente Abfolge von Ereignissen verbinden wird.

Philipp ist Verkaufsleiter für Feuerlöschtechnik. Die meisten Kunden sind Gemeinden oder unsichere Menschen, die gerne sich mittels der Technik »übersichern«. Er ist inzwischen Single, lebt in geordneten im Grunde langweiligen Verhältnissen und kennt seine Route. Zu Beginn der Geschichte will er auf einer vor einigen Jahren entstandenen Brücke den Fluss überqueren, als ihn städtische Beamte aufhalten. Das Hochwasser der letzten Tage kann die Fundamente der Brücke beschädigt haben. Das Wasser steigt immer mehr. Er soll doch an den Hochwasserschutzmaßnahmen mitarbeiten.

Dort trifft er auf Jobst, einen älteren gemütlichen Mann. Er war früher Fährmann, bis die Brücke ihn arbeitslos gemacht hat. Auch wenn er mit Wasser – wie alle Protagonisten – vertraut ist, war die Fähre für ihn eine Art Sicherheitsanker. Der Kurs war klar bestimmt, das Ufer immer in Sicht.

Anna ist eine junge Aktivistin, die mit einer Forke in die Sandsäcke sticht. Sie sieht die Schuld für die Umweltkatastrophen bei den Menschen, Widerstand ge-

gen die sich immer stärker zur Wehr setzende Natur ist sinnlos. Ein THW-Helfer verletzt sie.

Jobst entschließt sich, Anna zusammen mit Phillip zu einer Verwandten zu bringen, welche Krankenschwester gewesen ist. Allerdings ist das Wasser schneller.

Der einzige Weg führt in Philipps Vergangenheit und zu seiner ehemaligen Freundin Nikola, die sich nach einem »Unglück« auf dem Wasser getrennt haben. Nikola hat ein altes Haus renoviert und betreibt dort eine Boutique. Aber auch dieses Haus ist nicht vom Hochwasser sicher.

Die vier Schicksale der so unterschiedlichen Figuren verbinden sich auf eine interessante, realistische Art und Weise. Mittels Rückblenden, aber ohne das vom steigenden Wasser bestimmte Tempo der Geschichte zu unterminieren, zeichnet der Autor ein komplexes Porträt seiner vier Figuren. Ihr Schicksal bleibt offen. Nicht nur auf dem Meer, sondern auch dem Fluss ist der Mensch in Gottes Hand.

Burkhard Wetekam zeigt die Folgen der Stauung bzw. des Begradigens von Flüssen. Dazu die zahlreichen Regenfälle, in dieser Geschichte im Süden der Republik. Die Zeche zahlen die »kleinen Menschen«, wie der Autor eindrucksvoll, fatalistisch und doch hinsichtlich der zwischenmenschlichen Beziehungen auch ein wenig optimistisch herausarbeitet. Am Ende sind mindestens zwei der vier Menschen aus ihren persönlichen Austernschalen wieder ans Tageslicht getreten, während ein Mensch inzwischen mit sich selbst im Reinen ist. Und Anna als jüngstes Mitglied der Gruppe wächst über sich hinaus und

zeigt Mitgefühl anderen Menschen und nicht nur der Natur gegenüber, für die sie sich auch unter Gefährdung des eigenen Lebens einsetzt.

Ein Brief – mit der Hand geschrieben – auf einem Tagebuch der Tochter basierend ist »Living Nightlights« (Lisa Viktoria Niederberger). Die Zivilisation ist zusammengebrochen, die Menschheit teilweise aus eigenem Antrieb ins 19. Jahrhundert zurückgefallen. Ein Computer für einhundert Menschen, keine Handys mehr. Und trotzdem findet die Jugend in diesen auf den ersten Blick trostlosen Zeiten etwas, mit dem sie sich Vergnügen kann. Die Last des Alltags abstreifen. Die Briefform distanziert auf der einen Seite den Leser von der Handlung, auf der anderen Seite rückt er auf eine berührende Art und Weise konträr zur »dunklen« Zukunft näher an diese Menschen heran. Jeder Fortschritt beinhaltet auch ein Risiko, jeder Rückschritt ist auch eine Chance. Der Leser erwartet vielleicht ein wenig mehr Action, Kritik an den Verhältnissen oder eine stringente Handlung, aber die »Living Nightlights« am Ende der Geschichte und die dahinter stehende Idee alleine reicht aus, um den Leser in den Bann zu ziehen und gut zu unterhalten.

»Letztes Kapitel« von Ay-Leanne Schorpp ist eher eine Anklageschrift als eine Geschichte. Immer wieder verschiebt die Menschheit das ökologische positive Handeln, die Notwendigkeit der Veränderung, als wenn alleine das Kalenderjahr 2050 per se Hoffnung bedeutet. Es ist eine der wenigen Geschichten, in denen neben der Alternativlosigkeit des Handelns auch

die an Scheuklappen erinnernde Vorgehensweise aller Menschen kritisiert und ihr stoisches Ignorieren angeprangert wird.

»In der Heat-Shift« (Jürgen de Bassmann) verbindet die Kindheitserinnerungen eines modernen Waldarbeiters mit den gegenwärtigen Zuständen. Wobei die Waldarbeiter in dieser Geschichte sich um die Baumbestände in den Städten – so weit es möglich ist – kümmern. Die Heat-Shift ist die Tageszeit, in der sich Menschen nicht mehr draußen aufhalten sollten. Es ist nicht die einzige Story dieser Anthologie, die auf die Veränderung der Lebensgewohnheiten angesichts der klimatischen Situation eingeht. Der Einsatz führt zu einer alten Rotbuche und bei einem der beiden Arbeiter auch zurück in die eigene Vergangenheit, an den Ort, in dem er aufgewachsen ist. Melancholisch, nachdenklich stimmend und mit einem pragmatischen Ende. Vielleicht hätte der Autor den Widerspruch zwischen Mensch und Natur provozierender herausarbeiten können. Auch wenn es auf den ersten und zweiten Blick nicht so scheint, haben die Arbeiter alles richtig gemacht und die Fällung des Baums wurde rechtzeitig angezeigt. Anders wäre es, wenn der Autor seine Protagonisten rückblickend vor eine gänzlich andere Entscheidung gestellt und mit der Situation konfrontiert hätte, dass die Beseitigung dieses in Ehren gewachsenen Baums eben keine zwingende Notwendigkeit gewesen wäre.

Rosalie Schäfers »Verlorenes Land« entwickelt in Form dreier Szenarien einer »Klimazukünfte 2050« genannten Dokumentation bestehende ökologische Risiken weiter. Die erste Geschichte spielt in

einem Auffanglager, wo sich die Flüchtlinge einer gigantischen spanischen Brandkatastrophe wiederfinden. Im zweiten Bild überschwemmt die Nordsee die norddeutsche Tiefebene und die Menschen werden nach Zentralafrika evakuiert. In der letzten Story sind es die immer stärker werdenden Stürme, welche aus dem Nichts kommend ganze Existenzen buchstäblich über Nacht zerstören. Alle drei Geschichten sind aus den Perspektiven junger Menschen erzählt, deren Entwurzelung gerade abgeschlossen worden ist oder an ihrem Anfang mit einer fluchtartigen Reise auf einen anderen Kontinent erst beginnt. Am Ende spannt die Autorin den Bogen in die Gegenwart, obwohl der aufmerksame Leser befürchtet, dass die Situationen nur bedingt bei der jungen Zuschauerin der Geschichte ankommen.

Deutlich origineller strukturiert ist Lea Richters »Breitengrad 51.3388, Längengrad 6.5853«. An diesem Punkt liegt die Gemeinde Krefeld-Moers. Die Geschichte besteht ausschließlich aus Dialogen, dazu die Radioaufrufe. Bis irgendwann zwei Handvoll Fremder vor der Tür stehen und sich auf die Radiobotschaft beziehen. Auch wenn das absichtlich spärlich und damit allgemeingültiger entwickelte Hintergrundscenario dystopisch ist, überrascht der optimistische Grundton und das Zusammenfallen der finalen Puzzlestücke. Da sage noch jemand, Radio wäre antiquiert.

Neben Burkhard Wetekams Novelle ist das Debüt Marlene Stahls die längste Arbeit dieser Anthologie. »Die verlorene Welt« ist lange Zeit eine fast klischeehafte Geschichte um entwurzelte Menschen,

die auf ihrer beschwerlichen Reise durch eine ökologisch zerstörte Gegend ihre eigenen moralischen Vorstellungen hinterfragen müssen. Bei Marlene Stahl handelt es sich um die Folgen eines von einem Diktator angezettelten Krieges. Die junge Protagonistin hat ein Buch bei sich, in dem sie eifrig liest. Es scheint sich um eine Fantasy Geschichte mit Zauberer und magischen Formeln zu handeln. Am Ende dreht die Autorin sehr optimistisch, aus dem Nichts kommend den Plot auf links und gibt der Welt mit einer »Deus ex Machina«-Lösung möglicherweise eine zweite Chance, nachdem die Protagonistin allerdings am eigenen Leib und in ihrer kleinen Gruppe miterleben musste, wie brutal das Leben in dieser aussichtslosen Zukunft ist. Das eigentliche Ende ist offen. In diesem Punkt handelt es sich allerdings um eine der am meisten optimistischen Storys dieser Sammlung, auch wenn der inhaltliche Sprung noch zu wenig vorbereitet worden ist und vor allem die Wendung literarisch aus einem Buch, logisch aus dem Nichts herauskommt. Aber Träumen und Hoffen sollte vor allen in dem jungen Alter der Autorin mehr als erlaubt sein und unorthodoxe Enden zu präsentieren steht auf keiner Verbotsliste.

Wie der erste Band der »Klimazukünfte 2050« regen die meisten Geschichten zum Nachdenken an. Nicht weil sie die Leser mit Warnungen und Mahnungen förmlich erschlagen und anschließend auch noch überfahren. Es sind die kleinen Momente, die alltäglichen Siege auch im Angesicht der drohenden Niederlage; die immer noch vorhandene Zwischenmenschlichkeit meistens auf der kleinsten und damit

auch griffigsten Ebene, die dem Leser im Gedächtnis bleiben. Den meisten Geschichten ist aber ein Thema gemeinsam. Es ist spät, in einzelnen Punkten vielleicht zu spät, aber generell ist es noch möglich das Unmögliche zu schaffen. Es ist bedarf eines ersten Schritts und dann muss allerdings Tempo aufgenommen werden. Erfreulich ist, wie viele junge Autoren vertreten sind. Teilweise debütieren sie und unterstreichen, dass die junge Generation viel besser ist als ihr der klischeehafte Ruf, der ihnen anhaftet.

(Thomas Harbach)

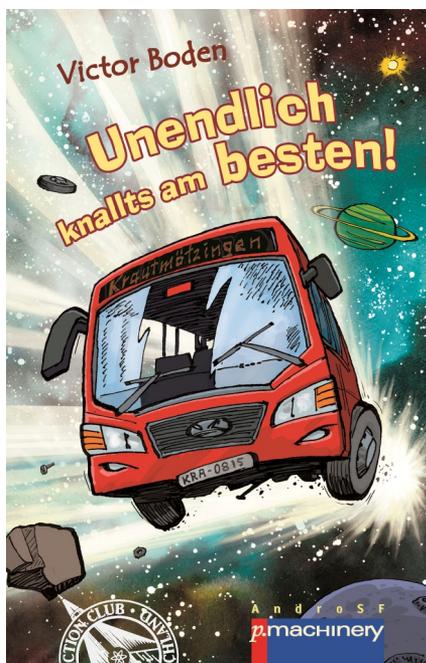
Victor Boden

UNENDLICH KNALLTS AM BESTEN

AndroSF 219

p.machinery, Winnert, Juni 2025, 176 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 457 1

Mit »Unendlich knallts am besten« legt Victor Boden nach »Das blaue Ende der Zeit« und »Triangulum« seinen dritten Roman in der p.machinery vor. Der Autor spricht von einer »fremen, satirischen und aberwitzigen Odyssee durchs Universum (und darüber hinaus) im Stil von »Anhalter durch die Galaxis«. Das trifft den Kern nicht ganz. »Das blaue Ende der Zeit« mit einer interessanten, grundlegenden Science-Fiction-Idee und einer bizarren Odyssee wirkte mehr wie eine Hommage an die Douglas-Adams-Romane, während der vorliegende Band hinsichtlich der bizarren Exzentrik eher an Gero Reimanns »Lila Zukunft« erinnert, der in den Achtzigerjahren im Heyne Verlag publiziert worden ist. Oder besser an »Lila Zukunft und hellgelbe Liebe«, wie der komplette, nicht auf dem



Titelbild stehende Romantitel wirklich heißen hat.

Im Cosmic Magazin 10 ist zusätzlich ein Comic mit den Figuren erschienen. Es ist ein zusätzliches Abenteuer und auf Victor Bodens Homepage www.pseudoraum.com lässt sich das Comic animiert betrachten.

Das bekannte Sprichwort »Humor ist, wenn man trotzdem lacht« trifft im positiven und negativen Sinne auf die Geschichte zu. Es beschreibt die Fähigkeit, auch in schwierigen und unangenehmen Situationen etwas Positives, Heiteres zu finden und darüber zu lachen. Im vorliegenden Roman befinden sich die exzentrischen, mit sehr greller Feder gemalten Protagonisten – Menschen, Außerirdische oder Pilze – immer wieder in schwierigen

Situationen, über die sie im Gegensatz zu den Lesern nicht lachen können. Victor Boden bewegt sich in dieser Geschichte immer am Rand der Farce, verliert die ursprüngliche Idee einer Parodie auf das Genre aus den Augen und wirkt manchmal wie die literarisch fleischgewordene Inkarnation der gegenwärtigen »Dr. Who«-Autoren, die vor allen in den verschiedenen Specials bizarre Situationen – es gibt auch ein Special mit einem Bus – mit einer überdrehten Handlung kombinieren, in welche sie den Doctor ohne Vorankündigung werfen.

Der Klappentext fasst einen wichtigen Aspekt der Handlung schon zusammen. Der Erzähler ist Nawi. Nawi ist kein Name, sondern eine Abkürzung: Nachwitzige Sumpfbucke. So ganz passt die Abkürzung nicht unbedingt, aber es lässt sich akzeptieren. Nawi ist ursprünglich ein dummer Pilz gewesen. Durch einen Unfall inklusive der spontanen Intelligenzbildung wohnt Nawi inzwischen in einem Handy. Das führt zu einer Reihe von Komplikationen. Im Universum ist der Empfang nicht immer gut; das Ladekabel wurde auch nicht auf die unfreiwillige Odyssee durch Raum und Zeit mitgenommen und das Aufladen in der rechten hinteren Hosentasche der Besitzerin des Handys ist manchmal nur ein erwärmendes, aber auch beengendes Gefühl.

Nawi ist der Erzähler dieser Geschichte. Aus der subjektiven Perspektive versucht Victor Boden die Handlung zu entwickeln. Dabei muss sich Nawi erst einmal selbst mit der neuen Situation auseinandersetzen. Victor Boden entwickelt nicht nur Nawi als Charakter während des

Handlungslaufs, im Grunde während der rasanten Reise irgendwo hin weiter. Der Vorteil ist, dass das im Vergleich zu seinen ersten beiden Büchern deutlich kürzere Buch in der Theorie auch relativ schnell ins Laufen kommt und der Leser genauso desorientiert ist wie die meisten sehr unterschiedlichen Protagonisten.

Der Nachteil ist, dass insbesondere in seinem veröffentlichten Debütroman »Das blaue Ende der Zeit« die Protagonistenentwicklung das wichtigste Element der Geschichte gewesen ist. Ohne den sympathischen Protagonisten und seine spätere Begleitung wäre die Geschichte deutlich mehr aus dem Ruder gelaufen und der Leser hätte mehr Mühe gehabt, die chaotische und verwirrende, aber gegen Ende auch aus dem Nichts kommend geordnete Geschichte zu verfolgen.

Diese Ausbalancierung fehlt »Unendlich knallts am besten« und baut relativ schnell auch eine Distanz zwischen den einzelnen Figuren und dem Leser auf.

Nawi lebt in einem Handy. Das Handy seines Trägertiers, worauf die Zoey-Kreatur gleich anmerkt, dass sie erstens kein Tier ist und zweitens auch nicht von einem Planeten namens Matsch oder Erde kommt. Quod erat demonstrandum. Originalzitat: »Krautmotzigen. Ich komme von Krautmotzigen, du Sumpfbucke.« Damit ist auch erklärt, wie Nawi zu seinem Namen gekommen ist und auf welchem Intelligenzniveau sich Zoe bewegt. Zumindest zu Beginn der Geschichte, als die Rettung des bekannten Universums noch nicht angestanden hat.

Zoe hat zu Beginn der Geschichte eine Party mit zu viel Bier und zu wenigen Erd-

nussflips besucht. Mit letzter Kraft springt sie in den roten Stadtwerkebus, um nach Hause zu kommen. Eine sportliche Leistung mit einem Hacken. Der Bus fährt erst in fünf Minuten ab, der Busfahrer steht noch rauchend an der Haltestelle. Verhängnisvolle fünf Minuten, denn plötzlich verschwindet der Bus mit einem lauten Knall vor den Augen des verblüfften Busfahrers und die intergalaktische Zeitodyssee beginnt für die gänzlich schon mit ihrem normalen Leben überforderte Zoe.

Da für Teenager selbst aus der Perspektive des Nawi das Handy der wichtigste Besitz ist, könnte der Schock nicht größer sein, plötzlich einen intelligenten Pilz – im Handy nicht mehr erkennbar – als besten Freund zu haben.

Das führt zu einigen Irrungen und Wirrungen, die Victor Boden vor allem mittels pointierter Dialoge vorantreibt. Einzelne Passagen mit dem entsprechenden Schlagabtausch oder der Idee, dass Zoe natürlich kein Ladekabel mitgenommen hat, wenn man abends auf die Party von irgendwelchen blöden Typen geht, sind wirklich ausgesprochen gut und aus sich selbst heraus lustig geschrieben. An anderen Stellen steht sich Victor Boden selbst im Weg, in dem er den Bogen zu überspannen sucht.

Zwei unterschiedliche Charaktere machen nicht gleich ein Buddy-Buch aus, wobei Zoey und Nawi insbesondere im mittleren Abschnitt diesem lieb gewordenen Klischee Hollywoods sehr nahe kommen.

Daneben gibt es eine Reihe von exotischen Kreaturen das ganze Spektrum entlang. Natürlich darf auch kein Schurke mit einem möglichst unaussprechlichen Na-

men fehlen, dessen Intentionen eher ambivalent beschrieben werden. Im Gegensatz zu seinen beiden umfangreicheren Romanen drückt Victor Boden verbal allerdings eher auf das Gaspedal und versucht mittels Sprüngen zwischen den einzelnen Handlungsbögen Tempo zu machen, anstatt auch die Nebenfiguren zufriedienstellender zu entwickeln. Auch Gerro Reimann hat mit der Charakterebene so seine Mühe, aber in »Lila Zukunft« drückt er bei Weitem nicht so aufs Tempo. Douglas Adams ist in dieser Hinsicht ein weiterhin unerreichter Meister, die Balance aus exzentrischen Figuren, pointierten Dialogen und der entsprechenden Handlungsführung zu halten.

Unabhängig von den Stärken und Schwächen der Charaktere präsentiert »Unendlich knallts am besten« auch eine Handlung, die sich absichtlich mit zahlreichen Themen der Science-Fiction beginnend mit den unerklärten Phänomenen verschwindender Busse; intelligenten Außerirdischen und schließlich auch Zeitreisen auseinandersetzt. Schon in »Das blaue Ende der Zeit« spielte der Autor mit diesem Thema. In seinem Erstling ist es ihm besser gelungen, Zeitparadoxe auf eine für den Leser verständliche Art und Weise miteinander metaphorisch zu verknüpfen und ihn trotzdem bei der Stange zu halten. Das lag vielleicht auch an der Tatsache, dass sein Protagonist Achim Brenner noch mehr nur auf verschiedene Herausforderungen reagieren konnte als Nawi und Zoey. Irgendwann scheinen sie die Initiative zu ergreifen und nicht mehr auf die Produktion wichtiger Bestandteile ihrer Pizza (Tomaten) zu warten. Ein wei-

terer Running Gag dieser Geschichte, denn neben Strom fürs Handy muss ja auch gegessen werden. Irgendwann irgendwo dort draußen in irgendeiner Galaxis.

Mit dem Beginn der Eigeninitiative verschiebt sich der Handlungsfluss und das hohe Tempo wirkt wie eine Quadratur des Kreises, um die inhaltliche, aber nicht verbale Leere des mittleren Abschnitts zu überdecken.

Einmal buntes Universum hin und dann irgendwie wieder zurück. Auf dem Rückweg einige der eingesammelten Freunde absetzen und schließlich darauf hoffen, dass jemand Krautmötzingen kennt. Und das alles in einem roten Linienbus mit einem Busfahrer, der sich unterwegs an Bord begibt und beweist, dass Busse nicht nur für Straßen gebaut worden sind. Das liest sich alles flott, alles bizarr und vor allem auch kurzweilig. Aber trotzdem wirkt es in dieser Überdrehung wie eine Schallplatte, die nicht in der richtigen Geschwindigkeit abgespielt wird. Und zwar zusätzlich auf Dauerschleife. Der Leser hat das unbestimmte Gefühl, als wollte Victor Boden zu viel auf einmal und gönnte sich – wie angesprochen – nicht die notwendige Ruhe. Dadurch wirkt der ganze Roman unrund, gekünstelt. Natürlich ist es bizarr, bei einer Science-Fiction-Geschichte von gekünstelt oder konstruiert zu sprechen, da im Grunde bis auf die meisten menschlichen Figuren alles reine Fantasie ist. Aber in den eigenen Prämissen ist es wichtig, sich entweder ernsthaft zu bewegen und die entsprechende Geschichte zu erzählen oder dem Klamauk freien Lauf zu lassen. Letzteres ist allerdings eine Kunst,

welche die meisten Autoren des Genres nicht beherrschen. Victor Boden fällt nicht komplett in diese Kategorie. So gibt es in diesem Buch inspirierte Szenen, in denen der Leser angesichts der präsentierten Absurditäten allerdings basierend auf klassisch-klischeehaften Teenager Verhalten perfekt sind. Und dann finden sich Sequenzen, in denen absichtlich oder nicht mit Fremdwörtern und pseudowissenschaftlichen Begriffen um sich geschmiszen wird. Das kann als Parodie auf die sich zu ernstnehmende Science-Fiction verstanden werden, soll einfach nur hinsichtlich ihrer zu interpretierenden Bedeutungslosigkeit lustig wirken oder ist wie zum Beispiel bei Karl May reine Zeilenschinderei.

Nach »Das blaue Ende der Zeit« und »Triangulum« präsentiert der Autor einen weiteren, ganz anderen Victor Boden. Noch mehr als die ersten beiden Bücher ist »Unendlich knallts am besten« reine Geschmackssache in übersteigerter Form. Ein Blick auf das Comic, das sich wie anfangs erwähnt, auf Victor Bodens Homepage befindet, wird dem Leser den Weg weisen, ob er wirklich mit einem vom Pilz befallenen Handy und einem Teenager durch ein grellbuntes Universum streifen will oder nicht. Es ist ein guter Wegweiser.

(Thomas Harbach)



Ian Rolf Hill

Gefangene des Echsengottes

John Sinclair 2138

Bastei Verlag, Köln, Juli 2019, Romanheft, 68 Seiten, keine ISBN

Ein Zoobesuch mit seiner Großnichte endet für Chefinspektor Tanner in einem Albtraum. Nicht nur, dass die Kleine einen menschlichen Skalp im Reptilienhaus entdeckt, Tanner selbst steht plötzlich auch noch einem Echsenmann gegenüber. Außerdem sind einige Tierpfleger verschwunden, wie auch alle Schlangen aus den Terrarien.

John Sinclair vermutet das erneute Wirken des Druiden Fachan und des Echsengottes, einer amorphen Zellmasse aus Reptilien-DNA. Noch während die Nach-

wirkungen der Ereignisse im Zoo geklärt werden, schlägt Fachan auf dem Anwesen der Conollys zu, wo sich Sheila mit einigen Freundinnen aufhält.

Nachdem sie schon fast wieder vergessen waren, sind der Schlangen-Druide Fachan und der Echsengott aus »Die Bestie aus dem Dschungel« (JS 2090) zurück und versuchen diesmal, dem Geisterjäger und seinen Freunden im heimischen London beizukommen.

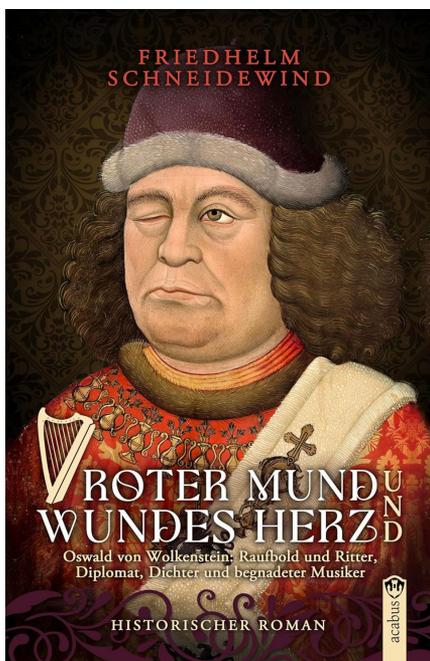
Zufällig wird »Eisenfresser« Tanner Zeuge erster alarmierender Reptilienaktivitäten. Ein packender Einstieg, der John Sinclair, Suko und auch Bill Conolly zunächst plausibel vom Hauptziel des Reptilienangriffs weglockt.

In der Villa Conolly hat die Dame des Hauses einige Frauen versammelt, um endlich ihre Stiftung für die Opfer dämonischer Angriffe auf den Weg zu bringen. Ausgerechnet diese traumatisierten Frauen sehen sich nun der von Fachan gelenkten Attacke des Echsengottes ausgeliefert.

Daraus ergibt sich eine nachvollziehbare Bedrohungslage mit Home-Invasion-Elementen und verschiedenartigsten Reaktionen innerhalb des Hauses. Eine gute Gelegenheit, die Charaktere, die man aus vergangenen Abenteuern kennt, weiterzuentwickeln, doch bleibt kaum Raum, um allen Personen gerecht zu werden.

Leider wird die perfide, schleichende Bedrohung zum Finale hin mit krawalliger Action gekillt. Sobald es mit Hubschraubern gegen riesenhafte Dinosaurierköpfe geht, ist die Stimmung dahin.

(Elmar Huber)



Friedhelm Schneidewind
Roter Mund und wundes Herz
 Oswald von Wolkenstein: Raufbold
 und Ritter, Diplomat, Dichter und be-
 gnadeter Musiker
 Acabus Verlag @ Bedey & Thoms Media,
 Hamburg, Mai 2025, Hardcover, 300 Sei-
 ten, ISBN 978 3 86282 881 4

Oswald von Wolkenstein (1377–1445) gilt wahlweise als letzter Minnesänger oder erster moderner Lyriker, wobei die Wahrheit – wie sein Werk – im wahrsten Sinne des Wortes »dazwischen« liegt, nämlich auf der Epochenschwelle vom Spätmittelalter zur Renaissance. Friedhelm Schneidewind hat mit *Roter Mund und wundes Herz* seinen ersten historischen Roman mit fan-

tastischen Elementen vorgelegt und verdeutlicht bereits im Untertitel – *Oswald von Wolkenstein: Raufbold und Ritter, Diplomat, Dichter und begnadeter Musiker* – die Vielschichtigkeit des Protagonisten.

Der Roman beginnt mit einem für Oswald von Wolkenstein prägenden Ereignis im Frühling des Jahres 1407. Aufgewühlt von einem Streit sucht er die Ruhe im Gebet. Noch bevor er die Kirche Sankt Vigilius betritt, wird er einer musizierenden Frau gewahr, die er auf seinem weiteren Lebensweg noch öfter antreffen soll: Es handelt sich um eine Harfen-Fee, die der Autor als wiederkehrendes fantastisches Element geschickt in den ansonsten realitätsnahen Roman eingeflochten hat. Die Szene lässt sich als Schlüsselereignis interpretieren, das Oswald sich – neben seinen zahlreichen weltlichen Verpflichtungen – in einem besonderen Maße der Musik verschreiben lässt.

Im Anschluss springt die Handlung zurück in das Jahr 1391, Oswalds Kindheits- und Knappenzeit, um fortan chronologisch den Lebensweg des Protagonisten nachzuzeichnen. Der Autor bedient sich hierbei eines fortlaufenden Perspektivenwechsels: Sequenziell springt die Sichtweise jeweils in der Mitte der Kapitel zwischen Ich- und auktorialem Erzähler, was Leserinnen und Lesern ermöglicht, auch durch die Augen des Protagonisten zu blicken. Ein interessanter schreibtechnischer Kunstgriff, der es erlaubt, Oswald sowohl in seinem Umfeld als auch als Subjekt agieren zu lassen, was ihn intensiver erfahrbar macht.

Der Autor bindet nicht nur die historischen Ereignisse und Orte, innerhalb de-

rer sich der Protagonist bewegt, in den Roman ein, er zeichnet auch ein differenziertes Bild von dessen Persönlichkeit. Oswald von Wolkenstein verlor bereits in jungen Jahren sein rechtes Auge: eine Behinderung, die gerade in einem martialisch geprägten Umfeld deutlich schwerer wog als in unserer heutigen Gesellschaft und daher den Protagonisten zeitlebens prägte. Dies – und auch dass Oswald ein sprichwörtliches »Kind seiner Zeit« gewesen ist – macht der Autor sowohl in dessen Handlungen als auch Gedanken deutlich. Er skizziert so weit möglich ein realistisches Bild des Oswald von Wolkenstein, eines Menschen, der einerseits ein außerordentlicher Dichter und Musiker war, andererseits aber auch Äußerungen von sich gab, die wir heute kaum gutheißen würden – beispielsweise wenn er zufrieden feststellt, dass man einen Gegner nur »wenig foltern« musste. An dieser und vielen anderen Stellen wird deutlich, dass der Autor – soweit dies bei einer historischen Persönlichkeit machbar ist – auf bestmögliche Authentizität Wert gelegt hat. Sicher bedient er sich hierbei auch erzählerischer sowie fantastischer Elemente, um wissenschaftlich nicht belegte Lücken oder nur unzureichend dokumentierte Ereignisse im Lebenslauf eines Menschen, der vor über fünfhundert Jahren gelebt hat, sinnvoll zu füllen; jedoch stets historisch plausibel und atmosphärisch stimmig. Auch die Szenerie wird aus der Sicht des geschichtlich interessierten Rezensenten bestmöglich im Lichte des aktuellen Forschungsstands wiedergegeben, zudem hat der Autor auf eine historisch korrekte Wortwahl geachtet, wie bei-

spielsweise an dem zeitgenössischen Begriff »Instrumentum« deutlich wird; der Begriff »(Musik-)Instrument« wurde im 14. und 15. Jahrhundert noch nicht verwendet. Hierbei soll keinesfalls der Eindruck entstehen, bei dem Roman handle es sich um ein trockenes Geschichtsbuch. In Bezug auf die handelnden Personen präsentiert sich der Roman lebendig, in Bezug auf den historischen Rahmen »unaufdringlich informativ«. Geschichtliche Ereignisse werden geschickt in die Handlung eingeflochten. So wird beispielsweise in einem Gespräch – quasi »nebenbei« – das abendländische Schisma von 1378 erklärt.

Das Fazit des Rezensenten fällt ebenso differenziert wie die Darstellung des Oswald von Wolkenstein aus. Leserinnen und Leser, die ein actionreiches Historienabenteuer mit blitzenden Klingen und heißen Romanzen erwarten, könnten enttäuscht sein. Wer hingegen an einem authentischen Bild des Protagonisten im Lichte seiner Zeit interessiert ist, dem wird mit *Roter Mund und wundes Herz* ein ebenso spannendes wie erkenntnisreiches Lesevergnügen geboten.

Der Roman ist mit umfangreichem, auch digitalem Bonusmaterial ausgestattet. So umfasst der Anhang zahlreiches Liedgut aus der Feder des Oswald von Wolkenstein, darunter auch *Her Wirt uns tirstet* und *Mein Herz, das ist versehrt*, das vom Autor ins Neuhochdeutsche übertragen wurde. Auf der eigens für den Roman eingerichteten Webseite www.oswaldadeus.de werden sämtliche Noten und Liedtexte aus dem Buch – welche dort jeweils mit einem QR-Code versehen

sind – sowie ausgewählte Ton- und Videoaufnahmen bereitgestellt, die vom Autor persönlich eingesungen wurden. Die Webseite wird in einem speziellen Bereich monatlich um neue Texte und Aufnahmen ergänzt.

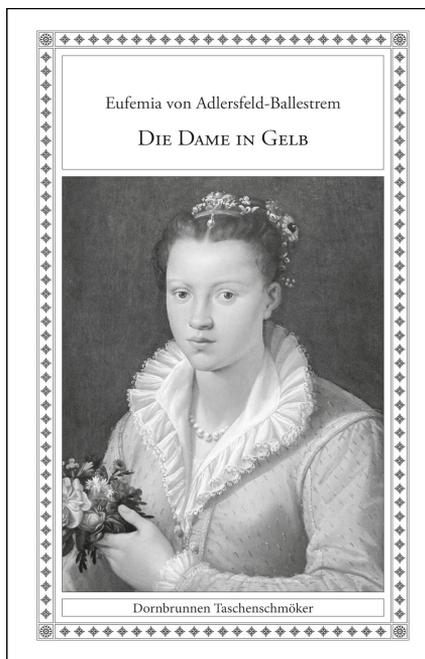
Weiterhin umfasst der Anhang eine Zeittafel sowie ein Verzeichnis der im Roman agierenden Personen, wobei zwischen historischen und fiktiven Charakteren unterschieden wird.

Die Buchdeckelrückseiten sind mit Kartenausschnitten bedruckt, welche die zentralen Handlungsorte des Romans verzeichnen und es so ermöglichen, die Lebensgeschichte des Oswald von Wolkenstein auch räumlich nachzuvollziehen.

Friedhelm Schneidewind ist seit Jahrzehnten schriftstellerisch tätig, sowohl im Sachbuchbereich als auch in der Fantastik, und hat bereits mehrere Romane publiziert sowie zahlreiche Anthologien herausgegeben. Er ist unter anderem langjähriges Mitglied der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft e. V. sowie von Symbolon, der Gesellschaft für wissenschaftliche Symbolforschung e. V.

Als Musiker beherrscht er mehrere, auch historische Instrumente, unter anderem Blockflöte/Gemshorn, Harfe, Drehleier und Portativ.

(Kai Focke)



Eufemia Carolina Gräfin von Adlersfeld-Ballestrem

Die Dame in Gelb

Verlag Dornbrunnen, Mai 2025, 133 Seiten, ISBN0 81 943275 3 978

Mit einem leicht verkürzten Nachwort von Lars Dangel gegenüber der limitierten Hardcoverausgabe in der »Edition Dunkelgestirn« legt der Verlag Dornbrunnen diese klassische Geistergeschichte aus dem Werk einer lange Zeit vor allem durch ihre Familien- und Liebesromane sehr populären deutschen Schriftstellerin Anna Eufemia Carolina Gräfin von Adlersfeld-Ballestrem als handliches Taschenbuch – der sogenannte Taschenschmöker – wieder auf.

Ihre fast einhundert Bücher waren Dauerbrenner in den Büchereien, einzelne ihrer Stoffe sind erfolgreich verfilmt worden und trotzdem ist die adlige Dame, deren meiste Geschichten auch in der Welt der eigenen Klasse spielten, heute fast vergessen. Vielleicht liegt das weniger an den zeitlosen Sujets, sondern eher am gesellschaftlichen Wandel, der sich von den nicht selten konstruiert wirkenden Problemen der oberen Zehntausend nicht mehr angesprochen fühlt? Nicht umsonst urteilte die Kritik, dass die letzten Verfilmungen ihrer Bücher aus der Zeit gefallen wirken.

Schon bei den Veröffentlichungen in der Zeit der Weimarer Republik bewegten sich ihre Protagonisten immer noch in der biedermeierlichen Zeit, wobei ihre Plots nicht nur in Deutschland spielten. Nicht selten war wie in »Die Dame in Gelb« mit den Niederlanden, dann Italien und schließlich für das Finale England Europa ihre grenzenlosen Welt, in denen sich ihre immer begüterten Figuren frei und ungezwungen bewegen konnten. Alleine der Zoll und die Grenzkontrollen der peniblen Beamten stellten ein Ärger-, aber kein Hindernis dar.

Auch wenn ihre Hauptthemen die adlige Familie und die Liebe waren, mischte sie immer wieder fantastische Aspekte in der Tradition des britischen Schauerromans, aber auch Ideen der Kriminalliteratur ihren Geschichten und Romanen bei.

1854 als fünftes von sechs Kindern geboren gehörte ihre Familie dem schlesischen Adel an. Nach dem Tod des Vaters reiste Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem viel mit einem Schwerpunkt Italien, wo sie

sich der Porträtmalerin widmete. Teile von »Die Dame in Gelb« spielen ebenfalls in Italien, allerdings weniger in Rom – wo die Autorin in die Künstlerakademie aufgenommen worden ist –, sondern in Pisa. Aber das Porträt der Dame in Gelb ist einer der Schlüsselmomente dieser Geschichte.

Die Autorin heiratete den Rittmeister Joseph Fritz von Adlersfeld und folgte ihm durch verschiedene Garnisonstädte. Nach der Pensionierung lebte die kleine Familie kurz in der Schweiz, schließlich in Karlsruhe und nach dem Ersten Weltkrieg in München, wo sie 1941 starb.

Beginnend mit ihrem ersten Roman »Lady Melusine« wurde die Autorin schnell zu einer Marlitt-Nachfolgerin erkoren, obwohl ihre Werke in einer anderen sozialen Klasse spielten. Titel wie »Die Falkner vom Falkenhof«, »Trix oder Die weißen Rosen von Ravensberg« erwiesen sich als Dauerbrenner. Mit der Humoreskensammlung »Komtesse Käthe« gelang ihr ein weiterer Erfolg, den sie als Autorin auch auf die Bühne brachte.

Die Windmüller Romane in ihrem Werk waren klassische Krimis. Dazu kam mit »Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte« – in späteren Neuauflagen nur noch unter »Der gute Ton und die feine Sitte« – ein Erziehungsbuch, nach dessen strengen Regeln Zehntausende von bürgerlichen Aufsteigern die feine Tischordnung, die Kunst des gesellschaftlichen Auftritts und fast als Widerspruch auch die adelskonforme Konversation in einer Zeit lernten, als die Könige und damit auch die Adligen in Bedeutungslosigkeit verschwanden. Aber diese Widersprüche

zwischen ihrer eigenen adligen und damit auch ein wenig arrogant wirkenden Ansicht und der Zeit, in welcher sie leben musste, kennzeichnen weite Abschnitte ihres Lebens.

Zu den fantastischen Werken können neben »Die Dame in Gelb« auch der 1904 veröffentlichte Roman »Ca' Spada. Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem modernen Venedig«, »Maria Schnee«, »Der Jungfernturm«, »Palazzo Iran« oder »Margarita Margaritarum« sowie weitere Romane gezählt werden.

Auch wenn alles auf einen klassischen Rahmen mit einem Erzähler und den entsprechenden Hintergrundinformationen – verbal sowohl dem Erzähler als auch dem Leser gegen Ende präsentiert – hindeutet, überrascht auf den ersten Blick verblüffend negativ, dass die Geschichte nicht nur offen, sondern formal im Nichts endet. Alle Geheimnisse der Damen in Gelb liegen auf dem Tisch, aber wie beim Zaubrerlehrling gibt es keinen Hinweis, wie man sie wirklich loswerden kann. Eine Reise aufs Meer böte sich noch an.

Auch wenn das Ende fast aus dem Nichts kommt, handelt es sich bei dem vorliegenden kurzen Roman um eine interessante Geistergeschichte, die von der Autorin teilweise humorvoll mit einem allerdings zumindest zu Lebzeiten rücksichtslos agierenden Geist erzählt worden ist. Geister tragen normalerweise weiß oder schwarz, aber nicht gelb, wie mehrmals in dieser Story angemerkt wird. Aber der Grund, warum die Dame nun einmal Gelb trägt, wird in einem britischen Herrenhaus erläutert. Die Lösung findet sich über den Köpfen der Menschen.

Viele basiert ein wenig auf Zufälligkeiten, die aber mit einer Eleganz erzählt werden, dass der Leser keine Sekunde zögert, es zu glauben. So strandet ein reicher Graf aus der Kurpfalz nach einem Dammbuch mit dem Zug in einem kleinen Ort in den Niederlanden. Da sich die Weiterreise in die Heimat verzögert, streift er als Sammler von Kuriositäten durch den kleinen Ort und findet bei einem Trödelhändler, dessen Geschäft heruntergekommen ist, ein weiteres Stück für seine Sammlung aus Truhen und Kisten. Aber nicht im Regal oder gar im Schaufenster – da stand die kleine Truhe nur kurze Zeit –, sondern weil er einen Haufen Decken umwirft und pflichtschuldigst diese wieder aufrichtet. Darunter befindet sich eine kleine Kiste.

Der Trödler will es ihm schenken, aber nicht zum letzten Mal verweist der Kurgraf auf seine Ehrlichkeit: Sammlerstücke müssen gekauft werden. Eine erste Untersuchung in der Gaststätte zeigt, dass dieses kleine Kästchen sehr sorgfältig gearbeitet worden ist. In der Nacht träumt der Graf allerdings schlecht und meint, dass ihm eine Frau in Gelb erschienen ist.

Die Träume wird er auch zu Hause nicht los. Zusätzlich bewegt sich anscheinend das Kästchen nächstens. Lustig ist, auf welche Art und Weise der Erzähler seinem Verdacht nachgeht. Da wird das Kästchen schon mal in die Obhut der Haushälterin begeben und anschließend scheinheilig gefragt, ob sie denn gut geschlafen hat. Natürlich nicht. Auch abgeschlossene Räume helfen nicht.

Das Erscheinen der Frau in Gelb nervt den Grafen so sehr, dass er sich auf eine

weitere Reise begibt. Dieses Mal nach Pisa. Aus seiner Sicht eine zufällige Reise, aber kaum ist er in der italienischen Stadt angekommen und hat sich in einem ehemaligen Palast zur Untermiete eingetragen, erkennt er, dass es ab jetzt keine Zufälligkeiten mehr in seinem Leben gibt.

Beim weiteren Handlungsverlauf arbeitet Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem die Zufälligkeiten eher beiläufig heraus. An keiner Stelle hat der Leser das Gefühl, als wenn der Ich-Erzähler zu einer Art Marionette wird, welche die Frau in Gelb ihrer eigenen Vergangenheit entlang führt. Aktiv untersucht er anfänglich das Kästchen; in Italien erfährt er einiges über die Vergangenheit der Dame, weil auch die Gastgeberin eine Frau in Gelb gesehen hat und ihre Gäste sagen, es spukt dort. Warum die Dame allerdings abseits des Kästchens ausgerechnet in Pisa ihr Unwesen treibt, während sie ansonsten nur in der Nähe des rückblickend wichtigen kleinen Reliquienschreins erscheint, wird nicht gut herausgearbeitet.

Ein Wappen auf der Unterseite des Kästchens führt den Erzähler schließlich zu einem alten Freund nach Großbritannien, wo er mehr über die Dame in Gelb und ihr Ende erfährt. Auch hier ist der Leser seinen Figuren einen Schritt voraus. Ein Geheimnis des kleinen Kästchens hat die Autorin beiläufig früh verraten. Da die meisten Versatzstücke ihrer Vergangenheit nur verbal präsentiert werden, braucht Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem auch im Erzähler keine überraschenden Emotionen aufkommen lassen. Er weiß ja, was sich im Kästchen befunden hat, und die aktive Anwendung wird ihm erzählt.

Daher folgt die Autorin eher den Regeln des Krimis denn des Schauerromans. Zwar begleitet das Erscheinen der Dame in Gelb eine kalte, die Menschen erschauern lassende Atmosphäre. Zwar hat ihr Erscheinen etwas Bedrohliches, aber auch gleichzeitig auch etwas Verlorenes. Sie greift nicht aktiv ein. Viel mehr präsentiert sie sich wie an ihrem eigenen Hofe und mehrmals sagen die Protagonisten in dieser Geschichte, dass ihr Erscheinen eher störend oder bedrohlich ist. Eine verlorene Seele, an der aus ihrer Sicht Verrat begangen worden ist. Aber im Gegensatz zu vielen anderen kitschig klischeehaften Geschichten ein berechtigter Verrat, dem eine gerechte Strafe für ihre hinterhältige Grausamkeit folgte.

Daher bezieht der Romane seine Spannung weniger aus der kaum vorhandenen inhaltlichen Dynamik, sondern lebt von der Konstruktion einer Geschichte hinter der Geschichte, welche der Erzähler sowohl in Italien wie auch Großbritannien zusammensetzen kann. Während er in Italien die ersten Informationen erhält, kann er vor und mit seinen Freunden in England die Geschichte der italienischen Tochter eines reichen Kaufmanns, welche unter falschen Voraussetzungen nach Großbritannien gelockt worden ist und dort die Situation auf ihre pervertierte Art und Weise bereinigte, mit zusammensetzen. Immer in Begleitung der kleinen Schatulle, deren erstens Geheimnis ein italienischer Arzt schon in Pisa lüftete.

»Die Dame in Gelb« folgt klassischen, manche würden sagen, auch ein wenig klischeehaften Mustern der viktorianischen Geistergeschichte, wobei die ursprüngli-

che Ausgangsprämisse von Euphemia von Adlersfeld-Ballestrem auf den Kopf gestellt worden ist. Unschuld sieht anders aus. Das macht auch den Reiz dieser lange Zeit vergessenen fantastischen kurzweilig zu lesenden Geschichte aus, welche Lars Dangel zuerst in einer liebevollen, aber inzwischen vergriffenen Hardcoverausgabe bei der schon angesprochenen Edition Dunkelgestirn herausgegeben hat. Da sich die Novelle in den gängigen, in erster Linie als E-Book verfügbaren Sammelbänden der namenlosen Nachdruckverlage nicht findet, empfiehlt es sich, auf die handliche und mit einem gekürzten, aber weiterhin sehr informativen Nachwort von Lars Dangel ausgestatteten Taschenbuchausgabe zurückzugreifen, um für sich selbst eine weitere Wissenslücke der deutschsprachigen Fantastik zu schließen.

(Thomas Harbach)

Hermann Wolfgang Zahn

Ich suche Morna. Die Geschichte dreier Nächte

Ein mythologischer Roman

Direct Publishing www.krimimuseum.de,
Taschenbuch, 148 Seiten

Mit »Ich suche Morna« präsentiert Mirko Schädel den Nachdruck der ursprünglich 1931 publizierten Geschichte dreier Nächte. Der Untertitel ist nicht ganz richtig, denn durch die langen Tagebuchzitate im zweiten Kapitel präsentiert der lange Jahre als Nervenarzt praktizierende Herrmann Wolfgang Zahn die Chronik einer fatalen Dreiecksbeziehung, bei welcher die Gefahr besteht, dass sich die Ereignisse viele Jahre später doppeln.



Zahn (1879 bis 1965) betrieb über dreißig Jahre ein Privatsanatorium für Nervenleiden in Baden-Baden. Neben dem vorliegenden Thriller mit übernatürlichen Elementen hat Zahn einen weiteren Roman »Das andere Ich« – die Geschichte erschien in Fortsetzungen –, aber auch zahlreiche magische/fantastische Storys zwischen 1907 und 1948 publiziert. Dazu kommen noch mit »Lydia«, »Das Wallmüllerhaus« und schließlich »Der Schatzgräber« Romane, die keine fantastischen Elemente enthalten haben.

Mirko Schädel bezeichnet das Buch als einen naturwissenschaftlichen Science-Fiction-Thriller, dessen Wurzeln in einer umgekehrten »Frankenstein« Variation – hier wird in erster Linie kein Leben er-

schaffen, es wird verändert und unterdrückt – mit okkulten, fantastischen und durch das Laboratorium natürlich im Keller auch utopisch-technischen Elementen liegen.

Robert N. Bloch hat im Jahre 2011 einen Nachdruck des 1931 im Merlin Verlag in Baden-Baden publizierten Buches in einer Auflage von siebenundzwanzig Exemplaren angekündigt. Das Buch sollte eine Augenweide darstellen, welche die Originalausgabe optisch in den Schatten stellt. Mirko Schädel hat 2025 den Roman in einer handlichen Taschenbuchausgabe mit einem eine Schlüsselszene darstellenden Titelbild im Rahmen seiner »Krimimuseum«-Edition jetzt neu aufgelegt.

Wer sich näher mit dem Autor beschäftigen möchte, der sei an den ebenfalls von Robert N. Bloch herausgegebene Band »Hermann Wolfgang Zahn – Zwischen Hypnose und Kunst« verwiesen. Neben Abdrucken von Briefen finden sich Zahns Memoiren beginnend mit den ersten Behandlungen über die soziale Ächtung im Dritten Reich hin zu parapsychologischen Versuchen.

Interessant ist, dass der Autor in seiner Einleitung die fantastischen Ereignisse als reale Tatsachen darstellen will. So haben ihn Freunde gedrängt, sie in Form eines sachlichen Berichts und nicht einer Geschichte niederzuschreiben. Natürlich hat sich Hermann Wolfgang Zahn dagegen gestellt und wollte seinen Kollegen keine Nüsse offerieren, welche deren Zähne nicht knacken können.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht der Konflikt zwischen zwei Brüdern, natürlich um eine Frau. Der Ich-Erzähler ist

Arzt und wird eines Abends von dem potenziellen Schwiegervater Reginald Duffs besucht. Dieser will wissen, ob der Geliebte seiner einzigen Tochter ein Trinker ist oder ein Nervenleiden hat. Beides kann der Mann auch unter Umgehung der ärztlichen Schweigepflicht verneinen. Reginald Duffs Mutter ist eines Nachts verschwunden.

Ohne dass der Schwiegervater es weiß, ist dessen Sorge nicht einmal unberechtigt. Kurze Zeit später muss er zusammen mit dem Schwiegervater zum Anwesen der Duffs eilen, wo sich eine Familientragödie ereignen könnte. Kaum sind sie in dem großen Haus angekommen, explodiert etwas und sie drohen zu verbrennen. In letzter Sekunde können sie sich retten.

Hier beginnt die eigentliche Geschichte durch die Übergabe des Tagebuches von Reginalds Mutter an den Ich-Erzähler. Für einen 1931 publizierten Roman folgt Zahn eher den Konventionen des viktorianisch-gotischen Horrors. Die Geschichte spielt in England mit seinen weitläufigen Landhäusern und vor allem der lange Zeit noch bestehenden Verbindung zu Indien. Den Kriegen dort und zusätzlich mit der Möglichkeit, auf dem großen Kontinent Menschen verschwinden zu lassen oder für Menschen, dort zu verschwinden.

Der Leser hat teilweise das unbestimmte Gefühl, als folge er eher einer Arthur-Conan-Doyle-Geschichte mit dem Ich-Erzähler nicht als Detektiv, sondern als mehr und mehr schockiertem Zeuge und ohne Sherlock Holmes als einem Roman aus den Dreißigerjahren.

Das Tagebuch offenbart dann die tragische Liebesgeschichte. Zwei Brüder strei-

ten um ein junges Mädchen, das erst den einen Bruder – Noel – heiraten möchte. Allerdings muss er sich erst eine geordnete Existenz erarbeiten und sein Bruder Archibald hilft ihm, in Indien einen hohen medizinischen Posten zu erhalten.

Viel Theatralik dominiert die ersten Seiten des Tagebuchs. Das relativiert sich mit den kommenden Ereignissen. Interessant ist, dass das Tagebuch final von zwei Menschen geschrieben worden ist und dem Ich-Erzähler als Arzt der Familie auch absichtlich in die Hände gespielt wird. Damit enden die Seiten.

Davor erfährt man von Archibalds Werben, obwohl sein Bruder gerade erst nach Indien geschickt worden ist und man ursprünglich davon ausgegangen ist, dass seine Braut nur wenige Wochen später nachkommen sollte, sobald er die Arztstelle angetreten hat.

Kurze Zeit später kommt ein Brief an, in dem Noel seine Verbindung zur jungen Frau löst, weil er den Posten nicht angetreten hat und sich in Indien quasi »treiben« lässt. Archibald sieht seine Chance, weniger das Herz der Gattin zu erobern, aber an ihr Geld zu kommen, und macht ihr den Hof.

Der Leser hat insbesondere im mittleren Abschnitt das unbestimmte Gefühl, als wenn Hermann Wolfgang Zahn mit sichtlichem Vergnügen alle Klischees dieses Beziehungsgenres mit seinen tragischen Verwicklungen durchgespielt und stellenweise durch die theatralischen Tagebucheinträge sogar den Bogen bis zur Farce überspannt.

Der große Unterschied zu den literarischen »Vorlagen« liegt in der Doppelung

der Ereignisse. Denn Reginald Duffs Verlobte wird ebenfalls von einem anderen Mann begehrt, der seinen Widersacher aus dem Weg schaffen möchte. Diese Ereignisse werden in der ersten Nacht – in der Theorie spielt ja die ganze eigentliche Geschichte in drei Nächten – relativ schnell, ohne den hintergründigen Zusammenhang zu offenbaren – angerissen.

Nach dem mittleren Abschnitt mit den Tagebuchaufzeichnungen, die immer bizarrer werden und nicht nur aus Hinweisen auf hypnotische Beeinflussung bestehen, sondern in den schon angesprochenen »Frankenstein« Bereich mit bizarren, aber nicht weiter erläuterten Experimenten abdriften, dient die letzte Nacht als ebenfalls brennender Abschluss der Geschichte. Rückblickend erkennt der Leser, wie geschickt der Autor dabei vorgegangen ist.

In technischer Hinsicht ist der sehr kurze Roman gut konstruiert. Ereignisse aus dem ersten Kapitel werden im letzten Abschnitt widergespiegelt. Personen erkennen sich am Ende der Geschichte, nachdem sie sich in der ersten relevanten Nacht im Dunklen berührt haben. Zwei unabhängige Handlungsstränge laufen in der feurigen Nacht zusammen. Auch die finale »Rettung« kommt nur auf den ersten Blick aus dem Nichts. Natürlich ist der obligatorische Selbstvernichtungsschalter in seiner hier angesprochenen doppelten Funktion ein nützliches Klischee, das die Heldin aus der lebensbedrohlichen Bredouille rettet, aber diese Idee wird effektiv eingesetzt. So effektiv, dass es am Ende keine echten Beweise für die menschenverachtenden Experimente

gibt, welche neben der hypnotischen Manipulation einzelner Figuren das fantastische Element dieser Geschichte bilden.

Hypnose spielt – wie angedeutet – auch eine wichtige Rolle. Zeitweilig werden damit einzelne Protagonisten unter ihre Kontrolle gebracht, wobei Hermann Wolfgang Zahn diese Idee ausgesprochen ambivalent einsetzt. Mal erscheint es den Beeinflussten als eine Art Traum, der aber Realität ist. Sie können sich nach dem Erwachen an alle ihre Handlungen erinnern, sie können sie nur nicht alleine zuordnen. Manchmal stehen sie vollkommen, aber kurzzeitig unter der Kontrolle des bzw. der Manipulatoren und erinnern sich an nichts. Ein wenig längere geistige Kontrolle hätte der Geschichte übrigens einige dramatische Elemente gekostet. Ohne dieses ambivalente Einsetzen von Hypnose wäre die Geschichte erstens nicht so eskaliert und zweitens wahrscheinlich schneller zu Ende.

Neben dem wirklich bizarren Frankenstein-Experiment sind es vor allem die beiden Brüder Duff, welche die Handlung direkt oder indirekt dominieren. Schuld und Sühne gibt es bei Zahn nicht wirklich. Es gibt auch im Gegensatz zu den anderen, eher klischeehaft pragmatisch skizzierten anderen Protagonisten kein klassisches gut und böse, sodass insbesondere in dieser Hinsicht der vorliegende Roman gänzlich aus dem Rahmen fällt und eine besondere Faszination auf den Leser ausübt.

Die Rollen scheinen klar verteilt. Der ältere Bruder Archibald schickt Noel nach Indien und damit auch in eine Art von Hölle. Angeblich wird der Bruder drogen-

abhängig, macht Schulden und tritt die gute Stelle nicht an. Natürlich schreibt er auch der Frau, die ihn liebt, dass er sie freigibt und nicht mehr zurückkommt. Er gilt als verschollen, vermutlich tot.

Strukturen am Rande des Klischees, vielleicht für das im 19. Jahrhundert populäre Gothic Genre sogar einen Schritt darüber.

Mit Noels Rückkehr dreht sich der Plot. Auch hier folgt Zahn den etablierten Mustern. Der Bruder rächt sich und dann wird die Handlung auf den Kopf gestellt. Ohne zu viel zu verraten, integriert Zahn nicht nur die Frankenstein-Komponente, sondern zeigt auf, dass Archibalds hypnotische Fähigkeiten auch ihre Grenzen haben.

Ein Verbrechen wird nicht geheilt, indem das Opfer zum Verbrecher wird. Zu einem schlimmeren Verbrecher. Natürlich gehört auch zu einer solchen Prämisse die Möglichkeit der Sühne. Damit lassen sich nicht alle Taten entschuldigen, aber der finale Akt der Selbstopferung steht in einem starken Kontrast zum Motiv der Gier, das einen der beiden Brüder angetrieben hat.

Dem Autor geht es nicht um eine moralische Verurteilung, er stellt die Taten gegenüber. Da die Entwicklungen in den beiden Gegenwart-Passagen mit rasender Geschwindigkeit ablaufen, haben die Leser wie der am Ende der Geschichte verstörte Ich-Erzähler gar nicht die Möglichkeit, über das Geschehen lange nachzudenken.

Mirko Schädel spricht Filme wie »Orlacs Hände« als Inspiration für Hermann Wolfgang Zahn an. Das ist richtig –

hinsichtlich des schmalen Grats zwischen Genie und Wahnsinn – und falsch zugleich. Hier kommt es zu keiner Beeinflussung aus dem Jenseits. Es wird allerdings verpflanzt. Historisch gesehen nimmt Hermann Wolfgang Zahn aber einen anderen Film vorweg: Tod Brownings »Freaks«. Sowohl Archibald als auch Noel agieren wahnhaft, vielleicht auch wahnsinnig, aber sie leben und haben aus ihren verzerrten Perspektiven die jeweiligen Hefte des Handelns in ihren Händen. Natürlich kommt es anders, als sie final planen. Aber daraus zieht der stringente Text – selbst die Tagebuchaufzeichnungen unterbrechen nicht den Handlungsfluss, sie bereichern ihn – auch seine innere Stärke.

Es ist eine bizarre Liebesgeschichte, in welcher ganz den britisch-viktorianischen Vorbildern folgend das Geld (der Eltern) regiert. Die beiden Brüder sind überdrehte, unsympathische narzisstische Opportunisten, wobei Noels charakterliche Wendung durch die Manipulation Archibalds noch mit Einschränkungen nachvollziehbar ist. Aber auch das ändert sich schnell, denn in seinem tiefsten Inneren ist Noel genau wie Archibald ein emotionsloser Opportunist, ein verrückter Wissenschaftler, der Technik gegenüber der Parapsychologie seines Bruders bevorzugt. Vielleicht wirkt es ein wenig überzogen, wenn insbesondere der schon angesprochene gesicherte Selbstzerstörungsmechanismus dem Diener ausführlich mit einem Ohrenzeugen im Hintergrund erläutert wird. Dieser Zeuge ist ein Zwerg, den Noel genauso grausam behandelt wie den Hund, der eine wichtige Bedeutung hat.

Die fantastischen, bizarr grotesken Ideen sind gut in die laufende Handlung eingebaut und geben neben der klaustrophobischen Atmosphäre und dem quasi zweigeteilten Finale der Geschichte ihren besonderen, aber auch sehr exzentrischen Reiz. Lustig ist, dass der eigentliche Titel der Geschichte »Ich suche Mona« im Grunde nur Beiwerk ist. Denn gesucht wird die vermisste, von ihren beiden Männern enttäuschte Frau erst lange Jahre nach ihrem Tod. Gefunden wird sie in den Aufzeichnungen ihres Tagebuches. Der Rest der Geschichte spielt sich in den angesprochenen drei Nächten an und löst ein jahrelanges Rätsel dramatisch auf.

(Thomas Harbach)

Yvonne Tunnat & Chris Witt (Hrsg.)

Ihr Körper, das Schiff

A7L Thrilling Books Ltd. (Nova MD), Juli 2025, Taschenbuch, 316 Seiten, ISBN 978 3 6902 8457 8

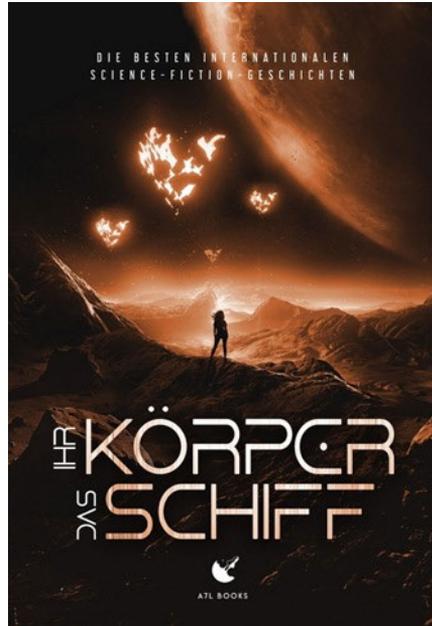
Wolfgang Jeschke und Herbert W. Franke haben in unterschiedlichen Reihen vom »Kontinuum« über den »Story Reader« zu den Anthologien internationaler Science-Fiction immer wieder Storys aus dem angloamerikanischen Raum den deutschen Lesern präsentiert. Sie waren nicht wie »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« oder »Isaac Asimov's SF Magazine« sowie in den Achtzigerjahren H. J. Alpers' »Analog« Zusammenstellungen auf eine Magazinreihe fokussiert, sondern griffen auf ein breites Spektrum von Quellen zurück.

Diese Tradition ist zum Erliegen gekommen. Neben nur wenigen Storysam-

lungen eher populärer Autoren, die im Rahmen eines Gesamtwerks ins Deutsche übersetzt werden, finden sich einzelne Übersetzungen in verschiedenen Magazinen. Sie stellen aber keinen Schwerpunkt da.

Mit »Ihr Körper, das Schiff« wollen Yvonne Tunnat und Chris Witt diese Publikationsignoranz durchbrechen und präsentieren die aus ihrer Sicht besten, teilweise auch thematisch miteinander verbundenen Kurzgeschichten aus dem englischsprachigen Raum. Ganz bewusst umschiffen die beiden Herausgeberin dabei die Auswahl der immer noch in den USA veröffentlichten »The Best Science Fiction of the Year«-Bände, die auch unter Publikationsverzögerungen leiden. Neil Clarke stellt jedes Jahr einen der Bände zusammen. Neil Clarke ist als Herausgeber von »Clarkesworld« auch der Mann, der mit fünf Geschichten aus seinem Magazin am meisten in »Ihr Körper, das Schiff« vertreten ist. Kein Zufall, denn die Art von Stories, welche er seit zwanzig Jahren in »Clarkesworld« veröffentlicht, sind nicht nur qualitativ überzeugend, sie zeigen auch den thematischen Weg vor, den die beiden Herausgeberinnen gehen wollen. Auch wenn sie oberflächlich den Inhalt einiger der hier gesammelten Geschichten streifen, lohnt es sich, mit dem Nachwort anzufangen, um ein Gefühl für den Selektionsprozess zu erhalten.

In Angelia Lius »Pinocchio Photography« Welt ist die treibende Idee eine neue Technik, in welcher die Verstorbenen für eine gewisse Zeit wiederbelebt werden können. Es ist möglich, auf einer Art Spezialfilm Aufnahmen mit den Toten



zu machen. Die Protagonistin muss dabei mit dem Zwiespalt innerhalb ihrer Familie leben. Die Mutter lehnt die ganze Technik und vor allem die dahinterstehende Idee ab, der Vater ist dagegen offener und interessiert sich für die Arbeiten. Natürlich kann ein aufmerksamer Leser ahnen, in welche Richtung sich die Geschichte entwickelt. Aber neben den dreidimensionalen, sehr zugänglichen Charakteren ist es das zugrunde liegende Thema, einen unwiederbringlichen Augenblick für eine subjektive Ewigkeit festzuhalten, welche ohne Kitsch in einer sachlichen, sehr überzeugenden Art und Weise präsentiert wird.

Kelsea Yus Titel »In Erinnerungen ertrinken wir« impliziert eher Tiefe als Spannung, aber Rosalie Chin ist als Ozea-

nografin nur die treibende Kraft hinter einer spannenden Geschichte. Sie entdeckt eine neue Pflanzenart, die beim Essen individuelle Erinnerungen in den Menschen weckt. Die Menschen sind schon seit einiger Zeit in der Station unter Wasser eingeschlossen und diese Pflanzen könnten ihr Überleben sichern. Hinsichtlich des Hintergrunds der Geschichte und der globalen Katastrophe, welche auch Rosalie von ihrem Verlobten trennte, bleibt die Autorin frustrierend vage, aber die Kombination aus einer ungewöhnlichen Nahrung – es werden meistens traurige Erinnerungen geweckt, die ein Gefühl der Leere in den Figuren hinterlassen – und zwei sehr interessanten, dreidimensionalen Protagonisten an Bord gleichen den schwach entwickelten Hintergrund der Geschichte zufriedenstellend aus.

Auston Habershaws »Brutparitismus« ist eine vielschichtige Geschichte, deren Tiefe sich erst im Laufe der finalen Konfrontation entfaltet. Dabei nutzt der Autor als Ausgangspunkt Klischees des Genres. Ein Auftragskiller soll einen Tyrannen töten. Eine Welt am Rande des Krieges. Aber aus diesen Ideen macht der Autor dank des lakonischen Erzähltons des besonderen Auftragskillers sehr viel. So übernimmt er als Gestaltwandler – auch keine neue Idee des Genres – quasi den Körper des in eine Falle gelockten und getöteten Sohns, um so auch unter der Gefahr, selbst getötet zu werden, die restliche Familie und das eigentliche Ziel herauszulocken.

Die Welt steht am Rand eines neuen Kriegs. Die Uhren laufen rückwärts. Aber auf dieser Welt herrschen in Zyklen immer

vier Jahre Krieg, vier Jahre Ruhe und dann vier Jahre Erholung. Jeder kann sich darauf einstellen, auch wenn sie vor den Zerstörungen nicht sicher sind. Der Hintergrund hätte vielleicht noch ein bisschen besser ausgebaut werden können, aber die Kurzgeschichte bietet nicht so viel Raum.

Die finale Konfrontation ist dank Nanotechnik weniger dramatisch als gedacht. Auston Habershaw macht deutlich, dass die geplante Länge der jeweiligen Kriege unabhängig von ihrer Zerstörungskraft andere, neue Herausforderungen darstellen und ein Profikiller passt sich nicht nur seiner Umgebung an, er nutzt die neuen Möglichkeiten pragmatisch.

Auch wenn es in dieser Geschichte auf den ersten Blick keine Helden gibt, stimmt das so nicht. Wie im guten alten Hollywood können auch böse Menschen manchmal etwas Gutes tun. Sie werden dadurch nicht zu Engeln oder Heroen, aber wie sagt der Ich-Erzähler, es kommt immer auf die Ziele darauf an.

Viele der hier präsentierten Geschichten konzentrieren sich auf familiäre Gemeinschaften, auf Erinnerungen. Nicht unbedingt immer die klassische Definition von Familie, aber besondere menschliche und teilweise um nicht menschliche Wesen erweiterte Gemeinschaften, manchmal auch in unwirtlichen Gegenden.

»Ich werde Dein Spiegel sein« von Rebecca Schneider eröffnet auf eine ungewöhnliche Art und Weise den Reigen. Die Kolonisten auf einem Planeten werden von einem überwiegend tödlichen Virus befallen. Mare ist eine Androidin, welche als Krankenschwester und immer mehr

als Seelsorgerin agiert. Da sie wenig Schlaf benötigt, versucht sie die ärztlichen Crews zu entlasten. Die Versorgung, die Hilfe für die Menschen wird allerdings für sie auch zu einer Sucht, einer fortwährenden Aufgabe, aus der sie im übertragenen Sinne schlecht entkommen kann. Vor allem auch, als schließlich ein Gegenmittel gefunden wird.

In einer ruhigen, aber doch dynamischen Art beschreibt die Autorin eine doppelte Reise. Äußerlich die Bedrohung durch das Virus, die Hilflosigkeit Mares und schließlich auch das Hinterfragen ihrer Tätigkeit. Auf der anderen Seite entwickelt sie sich als Persönlichkeit weiter; sie macht neue Erfahrungen und wird mit den entsprechenden Einschränkungen zu einem vollwertigen Menschen. Vielleicht sogar zu mehr als einem Menschen.

Ein Problem ist der eher spärlich, pragmatisch entwickelte Hintergrund der Geschichte. Rebecca Schneider bietet nur die notwendigsten Erklärungen an, sodass Mares Entwicklung manchmal ein wenig zu stringent, zu sehr auf den Punkt genau konstruiert erscheint. Aber neben den humanitären Aspekten – ein allgegenwärtiges Thema auch auf der Erde – ist es der Versuch, die Barrieren vor allem im Kopf auf beiden Seiten zu überwinden.

Auch Everdeen Masons »Scarlet« ist eine seltsame Liebesgeschichte, in welcher die künstliche Intelligenz die Menschen studiert. Oder besser den Menschen, der ihn unter Mühen einen ersten Körper erschafft, nachdem Scarlet gelernt hat, Emotionen zu lesen. Es ist eine gegenseitige Abhängigkeit, denn ihr Schöpfer versucht – auch wenn er es leugnet –

sich die perfekte und im Grunde auch wilde Frau zu erschaffen, während Scarlet versucht, mit ihren neuen Emotionen klar zu kommen und für ihren Herren perfekt zu sein. Im letzten Aspekt versteckt sich die bitterböse Pointe dieser Geschichte. Denn künstliche Intelligenzen sehen vieles deutlich rationaler als er emotional vorbelastete Mensch.

Die Autorin baut minutiös diese seltsame Liebesgeschichte auf. Die Abhängigkeiten werden immer deutlicher, auch wenn die Umwelt den wirklich naiv agierenden Forscher warnt. Als Schwäche könnte ein aufmerksamer Leser diese klassische One-Man-Show ansehen. Auch wenn es sich anscheinend um einen Forschungsauftrag handelt, ist es erstaunlich, was der Mann alles in seinem Laboratorium herstellen kann.

Auf den ersten Blick ist J. A. W. McCartneys Kurzgeschichte »Sieh es als Chance« absurd. Die als Single lebende Protagonistin erhält einen künstlichen Bruder. Er ist aus den genetischen Codes der Eltern, aber auch ihren eigenen Erbanlagen geklont worden und hat nur eine Lebensdauer von dreißig Tagen, wobei sich kurz vor dem Ende der körperliche Verfall abzeichnet. Die Eltern schicken als Überraschung den Bruder zu ihrer Tochter, damit sie lernt, im Leben Verantwortung zu übernehmen. Im Gegensatz zum Super-Spielzeug, das in Brian W. Aldiss' Geschichte einen ganzen Sommer hält, ist die Halbwertszeit deutlich kürzer. Ihr kleiner künstlicher Bruder akzeptiert das eher als die große Schwester. Die Kennenlernphase durchläuft die üblichen Probleme von zwei unterschiedlichen Menschen, die

plötzlich zusammenleben müssen. Der Autor greift auf pointierte Dialoge zurück und lässt das Geschehen lustiger erscheinen, als es vielleicht ist. Das Ende ist erstaunlich konsequent und pragmatisch. Es ist eine schwierige, aber auch bewusste Entscheidung. Es gibt keine »Deus ex Machina«-Lösung; kein Wundermittel, welches das künstliche Leben verlängert. Sicherlich ist die Protagonistin nach dieser Begegnung ein wenig erwachsener, verantwortungsvoller, aber vor allem einsamer.

Während die beiden Geschichten sich vor allem auf Bindungen konzentrieren, zeigt »Die Leiden des neuen Zeitalters« das Gegenteil. In einer Welt, in welcher für eine kleine Gruppe das Altern angehalten werden kann, ist dieser relativ Unsterbliche im Grunde der einsamste Mensch unter seinen Artgenossen. Das Altern kann im Gegensatz zum geistigen Verfall gestoppt werden. Daher wählt Katherine Ewell für ihre Geschichte keinen stringent entwickelten Plot, sondern versucht den geistigen Verfall durch den Rückgriff auf Fragmente, auf Gedankensplitter aus unterschiedlichen Lebensphasen der alten Protagonisten darzustellen. Das erfordert Geduld vom Leser, es aber aufgrund der zugrunde liegenden Idee auch opportun. Dieser seltsame Widerspruch aus körperlichem Wohlbefinden und geistigem Verfall ist eine neue Variante des Themas relative Unsterblichkeit. Wie bei fast allen anderen Storys dieser Sammlung geht es weniger um harte Fakten, wissenschaftliche Entdeckungen, sondern das zwischenmenschliche Element. Für den Leser ist es in dieser Ge-

schichte weniger greifbar als in den stringenten Storys wie »Ich werde Dein Spiegel sein« oder »Sieh es als Chance«, bei denen man sogar die Titel gegenseitig tauschen könnte und sie würden immer noch perfekt funktionieren. Der Leser hat Probleme, einen emotionalen Bezug zur Protagonisten herzustellen, aber das macht die Story auch so faszinierend, verstörend und genau wie die anderen Texte auf einer persönlichen Ebene auch zeitlos – das Wortspiel ist beabsichtigt – wie auch brandaktuell.

»In den Tagen danach« von Frank Ward ist ein Meisterwerk. Es treibt die Idee von Unsterblichkeit auf seine zynische und gleichzeitig optimistische Spitze. Eine Frau reist nach Louisville auf einer besonderen Mission. Ein seltsames Phänomen – anders kann man es nicht definieren – hat eine verschwindend kleine Gruppe von Menschen unsterblich gemacht. Sie altern nicht, ihr Körper verändert sich nicht. Alles ist eingefroren. Von einem Augenblick zum Nächsten. Meisterlich offenbart Frank Ward die Folgen dieses Fluchs. Die Betroffenen werden von den Mitmenschen isoliert, bedroht. Und dann gibt es noch die Verbindung zwischen den Unsterblichen und den Sterblichen, nicht selten innerhalb einer Familie und vor allem mit sehr unterschiedlichen Auswirkungen. Auch wenn die Grundidee der Primus-Inter-Pares-Gruppe auf den ersten Blick nicht neu erscheint, ist es die Pointe, welche die Story auszeichnet. Noch heftiger ist Michael Teasdales »Frank Peterson kommt nach Hause«. In dieser Zukunft speichern die Menschen ihr Bewusstsein. Frank Peterson stirbt,

sein Bewusstsein wird in einen neuen, leeren Körper übertragen. Er kehrt zu seiner schockierten Familie zurück. Es ist aber nicht mehr der gleiche Frank Peterson. Das wissen die Familienmitglieder aber nicht. In dieser kurzen, pointierten, aber leider auch thematisch ausgesprochen aktuellen Geschichte entblättert sich ein doppeltes Verbrechen vor den Augen der staunenden Leser, aber auch dem neuen Frank Peterson. Ein kraftvolles Ende, das ein wenig Optimismus verstreut, schließt diese intensive Kurzgeschichte ab.

Auch »Erinnerungen an verlorene Erinnerungen« von Mahmud El Sayed ist eine wunderbare Geschichte, die ein klassisches Science-Fiction-Motiv – Außerirdische besetzen die Erde – zu einer emotionalen Familientragödie macht. Alle Menschen müssen an die Außerirdischen eine Erinnerungssteuer bezahlen. Ihnen werden Erinnerungen entnommen, die allerdings von einem betroffenen Gegenstand begleitet werden müssen. Inzwischen liegen Milliarden dieser Erinnerungsstücke unter den von den Fremden gebauten domartigen Hallen. Für diese Steuer wurden extra ganze Behörden eingerichtet, besetzt mit Menschen. Mehr hat man von den Außerirdischen bislang nicht gesehen. Niemand weiß, wofür sie diese Erinnerungen benötigen.

Ahmed will mittels eines besonderen Familienerbstücks – eine Armbanduhr, welche schon vom Großvater an den Vater und zu dessen Lebzeiten noch an ihn weitergegeben worden ist – eine große Erinnerungssteuer bezahlen, weil er mit seinem an Demenz erkrankten Vater nach

Ägypten reisen will, damit dieser in seiner Heimat sterben kann.

Mahmud El Sayed setzt sich nicht nur mit dem klassischen Thema der Familienbande, des Zusammenhalts in schwersten Zeiten und vor allem dem Übernehmen von Verantwortung für Menschen auseinander, die durch ihre Krankheit aus dem Leben »gefallen« sind. Dieser Handlungsstrang wird gut entwickelt und Ahmed zweifelt keine Sekunde trotz des großen Opfers an der Richtigkeit seiner Vorgehensweise.

Vielmehr geht es um die Bedeutung von Erinnerungen und vor allem den Verlust, den der Betroffene erst indirekt spürt. So hat Ahmed einmal die Erinnerung an eine Band eingetauscht. Als er deren Musik wieder hört und von Freunden auf die Bedeutung des Liedes aufmerksam gemacht wird, ist es ihm gleichgültig. Ein schmerzlicher Verlust, der auch nicht mehr rekonstruiert werden kann. Selbst Zettel und Hinweise sind nur recycelte Impressionen, aber niemals die erste Ebene.

Eine besondere Note erhält die Geschichte durch die doppelte Bedeutung von Erinnerungen. Ahmed muss seine Erinnerungen gezielt verkaufen, sein Vater verliert nach und nach seine Erinnerungen durch seine Demenz. Dass er dadurch für die Außerirdischen wertlos wird, aber trotzdem steuerpflichtig ist, erscheint als weitere zynische Wendung dieser wunderbaren Geschichte, die vor allem durch die dreidimensionalen Protagonisten, aber auch den getragenen und trotzdem emotional ansprechenden Stil seines Erzählers überzeugt. Beginnend mit dem wun-

derbaren Titel »Erinnerungen an verlorene Erinnerungen« ist Mahmud El Sayeds Kurzgeschichte eine der vielen überdurchschnittlichen Geschichten dieser Sammlung.

Natasha Kings »Plötzliches Verhängnis« überzeugt trotz einer nicht unbedingten neuen Grundidee. Implantate ermöglichen es den Menschen, Wissen zu teilen. Dabei kann ein Mensch mittels dieser Technik einem anderen Menschen gegen dessen Willen nicht nur Wissen vermitteln oder nehmen, sondern auch dessen Erinnerungen stehlen. Am Ende stirbt der Bestohlene. Mehr und mehr bricht die Gesellschaft aufgrund dieser Erinnerungsdiebstähle zusammen. Der Prozess lässt sich schwer von den Behörden stoppen.

Der Plot handelt von einem jungen Mann, dessen Bewusstsein nicht nur gestohlen wird, sondern es lebt im Geist des Diebes weiter. Das führt zu einer Kettenreaktion. Auch wenn sich der Plot absurd anhört, hat die Autorin die einzelnen Szenarien im Rahmen ihrer eigenen Prämissen zufriedenstellend und überzeugend entwickelt. Sie schreibt zwar immer ein wenig am Rande des melodramatischen Nervenzusammenbruchs, aber glaubhaft. Die Beziehung zwischen dem ersten Opfer und dem abschließenden Dieb wirkt allerdings konstruiert und reiht sich in die vom Leser zu akzeptierende Ausgangsprämisse ein. Ohne eine gewisse Akzeptanz der Grundidee kann die Geschichte auch lächerlich erscheinen.

Die Titelgeschichte »Ihr Körper, das Schiff« von S. K. Abraham spielt auf einem Generationenraumschiff, dessen Besatzung in verschiedene Stämme aufgeteilt

worden ist. Die Navigatoren Gilde wendet sich gegen die rigiden Regeln und will sich auf dem nächsten bewohnbaren Planeten niederlassen. Das stört andere Stämme, welche die zu ihren Gunsten ausgelegte Ordnung an Bord des Raumschiffs erhalten möchten.

Auch wenn die Handlungen der Protagonisten nicht immer nachvollziehbar sind, überzeugt die besondere Gestaltung der einzelnen Stämme und ihre Interaktion. Wahrscheinlich wäre eine Novelle besser, um die einzelnen Konflikte besser auszuarbeiten und einzelne hektische Perspektivwechsel zu verändern. Aber S. K. Abraham gelingt es, einem alten Thema zumindest im Inneren des Raumschiffs neues Leben einzuhauchen.

Kel Colemans »In der Angelegenheit Homo sapiens« ist eine seltsame kurze Geschichte. Zwei Roboter/vielleicht auch künstliche Intelligenzen diskutieren während der Feldforschung darüber, den ausgestorbenen Homo sapiens wiederzubeleben. Die Diskussionen sind pointiert geschrieben, aber die Miniatur wirkt aus dem Zusammenhang gerissen und nach der Lektüre blieben zu viele Fragen offen.

Auch Jana Bianchis »Dein kleines Licht« beschreibt das Schicksal des einzigen Überlebenden auf einem im All treibenden Generationenraumschiff. Sie versteckt sich in einem Teil des Raumschiffs, wo auch ein fremdes an Bord genommenes Wesen lebt. Außerdem ist sie schwanger und die Geburt steht unmittelbar bevor. Die Rettung besteht aus einer kleinen Chance an Bord eines der Beiboote. Allerdings erkennt sie, dass das außerirdische Wesen anscheinend intelligent ist.

Eine sentimentale, immer nahe an den Kitsch gebaute Geschichte mit einem eher pragmatisch oberflächlich entwickelten Hintergrund und einer dreidimensionalen außerirdischen Figur, die sympathischer als die menschliche Protagonistin erscheint. Das Ende wirkt leider sehr stark konstruiert und unglaubwürdig.

Das Beste kommt zum Schluss. Naomi Kritzer hat für »Das Jahr ohne Sonnenschein« sowohl den HUGO wie auch den Nebula Award verliehen bekommen. Es ist eine zutiefst optimistische Post-Doomsday-Geschichte, die von den dreidimensionalen Charakteren lebt. Kritisch gesprochen wirkt vieles im Angesichts der Katastrophe immer noch zu positiv und im Vergleich zu vielen anderen Post-Doomsday-Geschichten vermisst der Leser vielleicht eine wirkliche Bedrohung von »außen«. Als Naomi Kritzer auf dieses Thema kommt, erscheint der Angriff fast naiv und dumm. Immerhin herrschte zu diesem Zeitpunkt schon seit vielen Monaten Ausnahmezustand. Aber diese positive Grundeinstellung; der Versuch, der Katastrophe zwar nicht Herr zu werden, aber zumindest die Kräfte zu bündeln, ist ein urtypisch amerikanisches Element aus der Frontierzeit, das unter Präsidenten wie Trump vollkommen verloren gegangen ist. Rasse und Herkunft spielen keine Rolle mehr.

Durch eine natürliche Apokalypse verdunkelt sich die Sonne. Die bestehende Zivilisation bricht zusammen. Strom gibt es nur noch zeitweilig, Benzin ist nicht mehr vorhanden und auch die Lebensmittelversorgung ist höchstens noch zufallsbedingt. In einer kleinen Siedlung begin-

nen die Nachbarn, sich zu organisieren. Es fängt mit einer lokalen WhatsApp Gruppe an. Später kommt es zu Befragungen; zu Tauschbörsen und echter Nachbarschaftshilfe. Vor allem als die Menschen erfahren, dass eine ältere Frau aufgrund ihrer Krankheit auf einen ständig laufenden Sauerstoffgenerator angewiesen ist. Die Nachbarschaftshilfe verläuft manchmal am Rande des amerikanischen Kinokitsches, aber trotzdem funktioniert die Geschichte. Nicht weil sie anders oder besonders originell mit der namenlosen Katastrophe umgeht. Sondern weil sich die Autorin auf das Wesentliche konzentriert.

Natürlich ist manches an dieser Robinsonade einfach konstruiert. Zu oft fallen die notwendigen Puzzleteile zusammen. Zu pragmatisch und selbstlos ist die Hilfe. Vor allem muss ja nicht nur alles organisiert werden, es muss entweder vorhanden sein oder kann rechtzeitig eingetauscht werden. Diese Schwäche überblendet die Autorin mit ihrem grenzenlosen, aber nicht naiven Optimismus. Andere Gemeinden drohen Plünderer mit Lynchjustiz. So weit kommt es nicht. Der einzige Überfall verläuft relativ harmlos, auch wenn die Eltern durch eine kräftige Zahlung ihre jugendlichen Täter auslösen müssen. Gerechtigkeit muss sein.

Jeder Tag ist eine neue Herausforderung. Das macht die Autorin auch deutlich, aber wer sich diesen Herausforderungen nicht stellt, hat schon von Beginn an verloren. Es ist dieser Tonfall, der »Ein Jahr ohne Sonnenschein« aus der Masse heraushebt. Es sind diese kleinen Momente, welche deutlich machen, dass die Preise verdient sind. Aber vor allem sind es

die Charaktere mit ihren inneren Hemmungen, aber auch ihren Hoffnungen, den kleinen Gestern, welche dem Leser im Gedächtnis bleiben und die nicht nur für diese längere Kurzgeschichte, sondern Naomi Kritzers Gesamtwerk so bedeutend sind.

Jelena Gajic hat für die Sammlung ein schönes, stimmungsvolles Cover gemalt. Ob es sich wirklich um die besten neuen und internationalen Science-Fiction-Kurzgeschichten handelt, lässt sich sicher trefflich streiten. Aber die beiden Herausgeberinnen haben sich bemüht, ein sehr breites Themenspektrum mit teilweise ungewöhnlicher Präsentation durch die mutigen Autoren und vor allem auch mit neuen Namen zu präsentieren. Jede der hier gesammelten Storys weist ungewöhnliche Stärken und nur wenige Schwächen auf. Viele Storys packen den Leser und halten ihn lange nach Ende der Lektüre noch in ihrem Bann. Die meisten Texte stammen eben nicht von den großen drei, sondern den Epigonen wie »Clarkesworld« oder »Uncanny Magazine«, die in den letzten Jahren durch die bemerkenswerte Arbeit ihrer Herausgeber neue und alt bekannte Namen angezogen haben. Die qualitativ die manchmal ein wenig eingerosteten Magazine wie »Isaac Asimov's«, »Analog« und »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« überholt haben. Weil sie mutig die Grenzen des Genres ausloten und alt bekannte Themen aus neuen, frischen Perspektiven präsentieren. Das wäre schon die eine oder andere Übersetzung wert.

Aber vor allem bietet die Anthologie zum ersten Mal seit Jahrzehnten wieder

die Möglichkeit, internationale Kurzgeschichten in der Breite und nicht als einzelne Beigabe zu Magazinen mit überwiegend deutschen Autoren zu lesen. Alleine deswegen ist »Ihr Körper, das Schiff« eine wichtige Anthologie, der hoffentlich in den nächsten Jahren noch weitere Bände folgen werden.

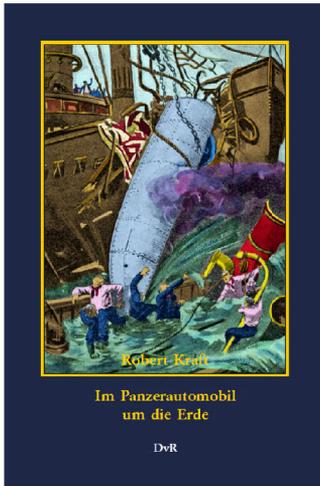
(Thomas Harbach)

DvR-BUCHREIHE

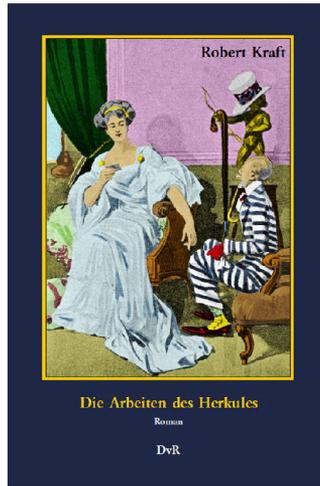
Neuausgaben älterer utopisch-phantastischer Romane und Erzählungen
und Sekundärliteratur (Kurd Laßwitz, Robert Kraft u. a.)

Dieter von Reeken · Brüder-Grimm-Straße 10 · 21337 Lüneburg · Deutschland
Telefon 0 41 31 - 5 94 66 · www.dieter-von-reeken.de · verlag@dieter-von-reeken.de

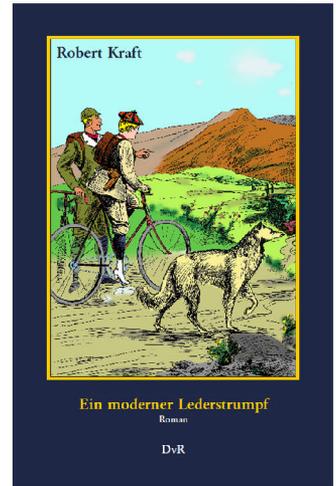
Robert Kraft: GESAMMELTE ROMANE



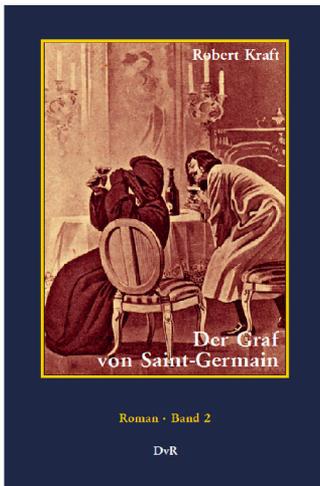
Hardcover, 450 S., 36 Abb.
32,50 €



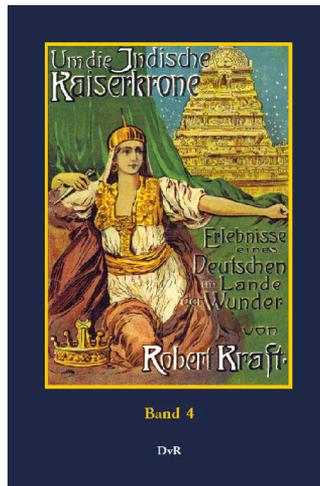
Paperback, 104 S., 5 Abb.
9,50 €



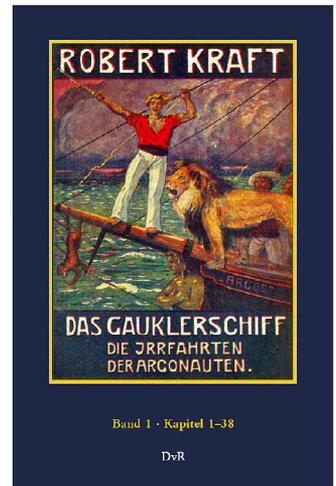
Paperback, 348 S., 30 Abb.
19,50 €



Hardcover, 2 Bd., 54 Abb.
je **35,00 €**



Hardcover, 4 Bd., 156 Abb.
je **32,50 €**



Hardcover, 4 Bd., 181 Abb.
je **35,00 €**

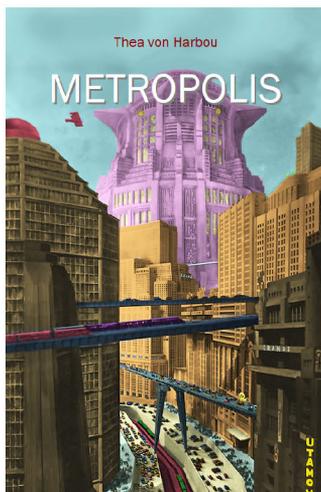
DvR-BUCHREIHE

Neuausgaben älterer utopisch-phantastischer Romane und Erzählungen
und Sekundärliteratur

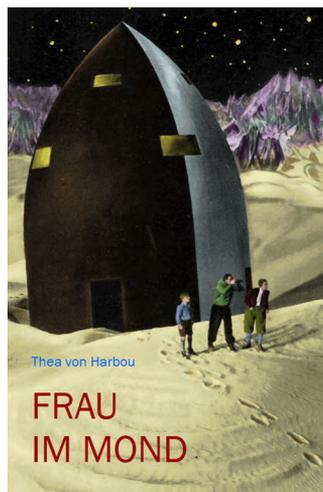
Dieter von Reeken · Brüder-Grimm-Straße 10 · 21337 Lüneburg · Deutschland
Telefon 0 41 31 - 5 94 66 · www.dieter-von-reeken.de · verlag@dieter-von-reeken.de



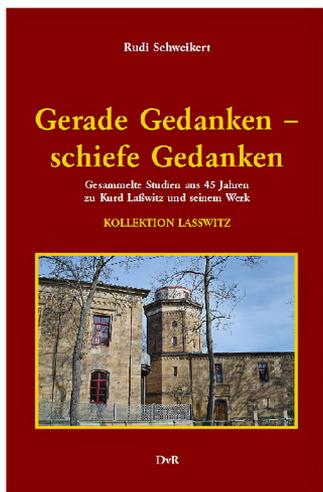
Hardcover, 595 S., sämtliche
Hefte 1927–1929 · **42,50 €**



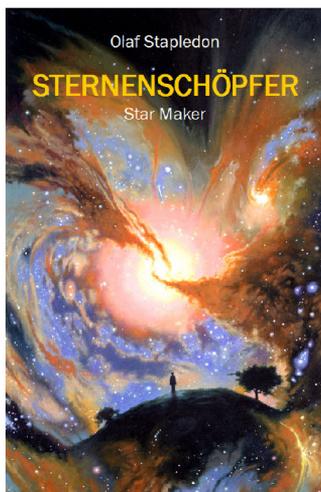
Paperback, 204 S., 7 Abb.
17,50 €



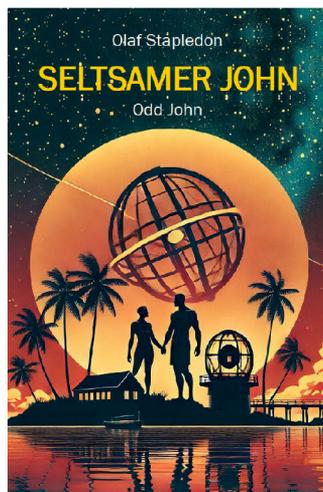
Paperback, 167 S., 13 Abb.
15,00 €



Paperback, 400 S., 64 Abb.
25,00 €



Paperback, 243 S.
17,50 €



Paperback, 214 S.
17,50 €

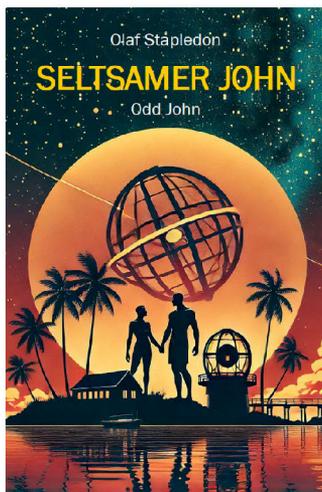
DVR-BUCHREIHE

Neuausgaben älterer utopisch-phantastischer Romane und Erzählungen
und Sekundärliteratur

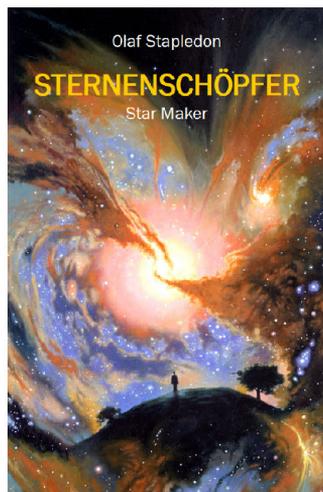
Dieter von Reeken · Brüder-Grimm-Straße 10 · 21337 Lüneburg · Deutschland
Telefon 0 41 31 - 5 94 66 · www.dieter-von-reeken.de · verlag@dieter-von-reeken.de



Paperback, 322 S. · 22,50 €



Paperback, 214 S. · 17,50 €



Paperback, 243 S. · 17,50 €

Olaf Stapledon

wurde 1886 in der Nähe von Liverpool geboren. Nachdem er das Balliol-College in Oxford besucht hatte, begann er im Schiffahrtsbüro der Familie in Port Said (Ägypten) zu arbeiten. Diese Erfahrungen und seine Mitarbeit in einer Ambulanzeinheit während des Ersten Weltkriegs beeinflussten seine Vorstellungen von »wahrer Gemeinschaft« und Pazifismus. 1925 promovierte er in Philosophie an der Universität Liverpool, 1929 erschien sein erstes Sachbuch, *A Modern Theory of Ethics*. 1930 folgte sein erster Roman, *Last and First Men*, der von Zeitgenossen wie Arnold Bennett und J. B. Priestley gelobt wurde. Es folgten weitere Sachbücher und einige Erzählungen, die der Science Fiction zugeordnet werden können: *Last Men in London* (1932), *Odd John* (1935) und vor allem *Star Maker* (1937). Stapledon schrieb und lehrte an der Universität Liverpool bis zu seinem Tod im Jahr 1950.

Olaf Stapledons Romane ***Last and First Men*** und ***Odd John*** werden hier erstmals in ungekürzter Fassung unter den Titeln *Letzte und Erste Menschen* und *Seltsamer John* veröffentlicht, und zwar auf der Grundlage der 1930 bzw. 1935 erschienenen britischen Erstausgaben.

Nach fast 40 Jahren erscheint nun ***Star Maker*** erneut, und zwar unter dem Titel *Sternenschöpfer* auf der Grundlage der 1966 erschienenen deutschen Erstausgabe in der Übersetzung von Thomas Schlück.